

3. Negativ-dialektisch denken und lesen

»Vor Mißbrauch wird gewarnt« (Adorno 1951/1980: 278)

Diese Mahnung Adornos, mit der er in der »Minima Moralia« einen Essay zum fälschlichen Gebrauch der Dialektik einleitet, sei den nun folgenden Überlegungen vorangestellt. Vielleicht »missbrauche« auch ich Adornos negative Dialektik, vielmehr aber sei davor gewarnt, den hier vorgenommenen Versuch komplexerer Denkmethoden als einfache Anwendungsregeln zu benützen. Aber dennoch entwerfe ich eine »Methode« negativ-dialektischen Denkens. So wie der Essay für Adorno »ketzerisch« ist (vgl. 1958/1974: 33), so wage ich mich »ketzerisch« daran, negativ-dialektisches Denken als Methode zu entwickeln.

Ein erster – zunächst mehr zufälliger – Einblick in Grundlagen der negativen Dialektik Adornos, wie sie in aktueller Literatur aufgenommen und dargestellt wird (vgl. z.B. Marini 2008), bildete jenen Funken, an dem sich das Vorhaben einer negativ-dialektischen Lesart von Widerstand gegen (Weiter-)Bildung entzündete. Die negative Dialektik schien zunächst eine einfache, eindeutige Denkweise zuzulassen: Widerstand gegen (Weiter-)Bildung könnte als nicht in Synthese aufzulösende Antithese zum Weiterbildungzwang gelesen werden. Mein erster Zugang war also ein inhaltlicher, in welchem ich im Widerstand negativ-dialektische Momente zu entdecken glaubte. Eine intensivere Auseinandersetzung mit Adornos Ausführungen und mit aktuellen (bildungs-)philosophischen Arbeiten, die entweder direkt an die Negative Dialektik anknüpfen oder ihr zumindest einen Raum geben (vgl. z.B. Schäfer 2004 a, 2009; Steinert 2007a; Pongratz 2010 a; Messerschmidt 2009a u.a.), erwies sich insofern als Erschwernis und als Glücksgriff zugleich, weil sich eine Komplexität des Denkens, der Begriffe, der Herangehensweisen und Denkrichtung eröffnete, die zwar zunächst eher »Knoten« im Denken erzeugte, sich letztlich aber als so fruchtbar erwies, dass daraus mein Vorhaben erwuchs, mich dem Widerstand gegen Weiterbildung aus explizit negativ-dialektischer Perspektive zu nähern, ihn zu umkreisen und damit einen Versuch einer Theorie widerständigen Weiterbildungshandelns zu entwickeln. Die negativ-dialektische Herangehensweise äußert sich demnach in zweifacher

Form: als Methode des Nachdenkens über Widerstand gegen (Weiter-)Bildung und als dessen inhaltliche Fassung.

Da ich grundlegende wissenschaftstheoretische Aspekte der Kritischen Theorie soeben in Ansätzen referiert habe, werden diese nun vor allem im Hinblick auf die weitere Theorieentwicklung vertieft. Adornos Ausführungen zur negativen Dialektik sind zwar Ausgangs- und Ankerpunkt, werden aber nur ansatzweise aufgenommen bzw. mit anderen Zugängen ergänzt. Die Gründe sind in erster Linie, dass hier weder das Werk Adornos mit all seinen vielfältigen und gründlichen Überlegungen im Mittelpunkt steht, noch eine epistemologische oder ontologische Diskussion philosophischer Provenienz geführt werden soll. Statt einer Forschung *über* Adorno lege ich eine Forschung *mit* Adorno vor. Ich nehme mir die Freiheit, mich mit gewisser »Naivität« den Denkansätzen Adornos zu nähern und diese für die weitere Diskussion fruchtbar zu machen. In diesem Sinn entspricht mein Zugang in gewisser Weise dem von Klein in der dritten Phase der Rezeption von Adorno attestierten Umgang, der von einer intensiven und genauen Beschäftigung mit Adornos Schriften und von einem offenen Umgang und der Herstellung von neuen Übergängen zu anderen Theorien und Theoretiker_innen geprägt sei (vgl. Klein 2011: 441). In diesem Zugang finde ich mich weitgehend wieder. Die Herangehensweise findet sich bei zahlreichen aktuellen Autor_innen, auf die ich Bezug nehme, z.B. bei Pongratz (2010a,b) oder bei Wussow, der Adorno aufgrund des notwendigen Zeitkerns der Theorie und einer sich aus aktueller Sicht ergebenden historischen Distanz nur bedingt folgt (vgl. Wussow 2007: 18). Hoffmann, Bedford, Skrandies und Maaßen (2003) sprechen von einer »Versuchsanordnung«, mit der zu prüfen sei, was aktuell aus Adornos Arbeiten gewonnen werden könne. Adorno selbst betont die Unvollständigkeit und Offenheit seiner Überlegungen und verfasst sie nicht zuletzt deswegen häufig in Marginalien, also Randbemerkungen, in Aphorismen oder in Essays (vgl. Adorno 1969a/1977; Adorno 1951/1980). Adornos Gedankengänge in seinen Grundintentionen und -haltungen keinesfalls zu verfälschen, aber aktuell kritisch zu reflektieren, erfordert Genaugigkeit ebenso wie eine gewisse Unbedarftheit. Eine sorgfältige, reflexive und dennoch ehrfurchtslose Herangehensweise erlaubt, aus den ausgewählten Bereichen lediglich Teilaspekte näher in den Blick zu nehmen, wenn auch möglichst in einer Art und Weise, die den Grundintentionen Adornos nicht (völlig) zuwiderläuft. Inwiefern ich damit Adorno »treu« bleibe, wie es Bartonek als Anspruch für seine Arbeit formuliert (vgl. Bartonek 2011: 33), möchte ich aber offenlassen.

Einige Denkformen aus der Negativen Dialektik und anderen Texten bestehen ob ihrer Komplexität, ihrer Reflexivität und ihrer Öffnung des Blickes für eine Kritik an aktuellen gesellschaftlichen Realitäten. Die »Negative Dialektik« wird – auch von Adorno selbst – als sein Hauptwerk bezeichnet. Darin finden sich wesentliche Formulierungen für jene Ausprägung einer Kritischen Theo-

rie, die die Grundlage der vorliegenden Überlegungen bildet – ergänzt um Gedanken aus anderen Texten und Fragmenten, beispielsweise der »Dialektik der Aufklärung« (Horkheimer/Adorno 1969/1988) oder seinen Vorlesungen, in denen sich manche Aspekte noch deutlicher oder mit etwas anderen Nuancen zeigen. Aktuelle Weiterführungen dieser »älteren« Kritischen Theorie und jener Diskussionen, die Adornos Werk bzw. die negative Dialektik mit in den Blick nehmen, ergänzen die Darstellung. Insbesondere interessieren mich negativ-dialektische Denkartnen für eine Kritik am Weiterbildungsgeschehen. Adorno und seine Kritische Theorie sind in der bildungswissenschaftlichen Literatur allerdings, wie bereits thematisiert, nur wenig aufgenommen worden, am ehesten noch seine pädagogischen Schriften und hier insbesondere die »Theorie der Halbbildung« (1972/2006), die »Erziehung zur Mündigkeit« (1969c/1971) und die »Erziehung nach Auschwitz« (1966/1971) (vgl. Schäfer 2004a; Marini 2008). Zu Letzterem beschreibt Pongratz, dass es insbesondere bei den Reformpädagog_innen der späten 1960er-Jahren »auf fruchtbaren Boden« (Pongratz 2010b: 171) fiel, nicht wenige Pädagog_innen allerdings den »verführerischen Kurzschluss« zogen, dass ein Einwirken auf die »subjektive Seite« ausreiche, um Veränderungen zu bewirken (ebd.). Eine eingehende Diskussion der Bildungstheorie Adornos ist bei Koller (1999) nachzulesen, der neben diesen zentralen Schriften auch Bildungsaspekte in anderen Werken von Adorno herausfiltert. Schäfer attestiert der »Theorie der Halbbildung«, dass Adorno darin »die negative Dialektik der Bildung ausbuchstabiert« habe (Schäfer 2011: 71), und er führt weiter aus: »Die Dialektik, in der sich die Bildungsidee darstellen lässt, bleibt eine negative Dialektik, ohne Aussicht auf reale Versöhnung« (ebd.: 72). Das Negativ-Dialektische sieht Schäfer in der Darstellung der formenden, disziplinierenden Anpassung an die (von Menschen gemachte) Gesellschaft und dem gleichzeitig wahrnehmbaren Widerstand gegen diese Formung. Der »pädagogische Adorno« wird von mir zwar gelegentlich hinzugezogen, vielmehr steht aber das negativ-dialektische Denken im Vordergrund.

Ich extrahiere Momente aus der negativen Dialektik und aus weiteren aktuellen Diskursen der Kritischen Theorie, die als Denkhorizont, Lesart und Reflexionsinstanz für die zu entwickelnde Theorie von Widerstand gegen (Weiter-)Bildung zur Verfügung stehen sollen. Etwas in einer bestimmten Lesart zu erschließen, erfordert eine spezifische Verknüpfung von Vorhandenem, in das in hohem Maß die Lesenden mit ihrem Vorwissen einfließen und in dem versucht wird, etwas heraus- oder hineinzulesen, das bislang (noch) nicht gelesen wurde (vgl. Wrana 2010). Das dichte Netz von Adornos Denken lässt sich dabei nicht einfach durchtrennen und zu einem Faden auseinanderflechten, zu sehr sind einzelne Begriffe und Überlegungen miteinander verwoben. Dialektik lässt sich nicht ohne Negation verstehen, negative Dialektik und Negation nicht ohne das Nichtidentische etc. Aus diesem Grund können die einzel-

nen Aspekte nicht streng voneinander getrennt dargestellt werden. Ich werde allerdings insofern eine gewisse Systematisierung versuchen, indem ich meine Darstellung in Unterkapitel gliedere und zunächst auf einige Knotenpunkte und Verwobenheiten lediglich verweise, sie aber nach und nach hinzutreten lasse. Die einzelnen Kapitel sind daher nicht stringent getrennt, sondern als eine Art Bühnenstück zu verstehen, in dem allmählich immer mehr Darsteller_innen auftreten, um ein Gesamtbild, eine Art Konstellation zu erzeugen.

Warum aber will ich eine Methode negativ-dialektischen Denkens versuchen? Der Auslöser war, dass ich mein eigenes Denken als verformt wahrnahm. Es verfällt – allen Vorsätzen zum Trotz – immer wieder in den Modus, nach Eindeutigkeiten zu suchen und einfache Kausalitäten zu vermuten. Es stellt sich immer wieder das Bedürfnis ein, doch endlich einfache Klarheit zu erhalten. Lange eingeübte und damit weitgehend internalisierte Automatismen der Systematisierung, Kategorisierung, Definierung und Dichotomisierung bahnen sich ihren Weg. Bei allen Versuchen, komplex, vermittelt und dialektisch zu denken, verfalle ich doch immer wieder in diese Muster und vergesse darob auch bereits erschlossene, offenere und komplexere Überlegungen. Dialektisches Denken ist so wenig im wissenschaftlichen, geschweige denn in anderen Alltagen verankert, dass sich zu dessen Einübung kaum Gelegenheit bietet. Ähnlich beschreibt dies Gramsci: »Man spürt, dass die Dialektik eine sehr beschwerliche und schwierige Sache ist, insofern dialektisch zu denken gegen den gewöhnlichen Alltagsverstand geht, der dogmatisch ist, begierig nach endgültigen Gewissheiten, und die formale Logik als Ausdruck hat« (Gramsci 1929-35/2012: 1420, 11/§22).

Die Motivation, eine Methode negativ-dialektischen Denkens zu entwerfen, entspringt auch der Unzufriedenheit, dass ich keine Arbeit ausfindig machen konnte, die kritisches, negativ-dialektisches, reflexives Denken für interessierte »Neulinge« oder – was für meine Forschung wertvoll wäre – für Fragen der (theoretischen) Erkenntnisgewinnung nachvollziehbar macht. Ich mache mich daher auf die Suche nach den Möglichkeiten, Grenzen und Feinheiten solchen Denkens. Ich will mich nicht damit zufrieden geben, dass solcherart zu denken zu komplex sei, um methodisch konkret fassbar zu sein. Als »Handreichung« für mein eigenes, hier vollzogenes dialektisches, kritisches Denken, darüber hinaus aber als Beitrag für eine Weiterentwicklung von Methoden kritischen Denkens und der Theorieentwicklung gilt es, halbwegs pragmatisch und dennoch der Komplexität gerecht werdend, wesentliche Aspekte zu explizieren. Negativ-dialektisches Denken soll vom Gestus einer »Geheimlehre« (Müller 2008: 287) befreit und zu einer Herangehensweise weitergedacht werden, die sich auch weniger Geübten und Versierten öffnet. Die Schwierigkeit und Komplexität negativ-dialektischen Denkens ein wenig zu erschließen, inspiriert vielleicht dazu, sich heranzuwagen, anstatt der »Vertagung der Erkenntnis« anheimzufallen, zunächst das Einfache »kapieren« zu müssen, be-

vor der Mut zum Schwierigeren gefunden wird (vgl. Adorno 1958/1974: 23). Dem zum Systematischen und Linearen deformierten Denken ist eine Handreichung zu geben, damit im Voranschreiten negativ-dialektisches Denken nicht wieder vergessen wird. Die Methode kann negativ-dialektisch eigentlich nicht vor dem Forschungsprozess stehen, sondern ist in Vermittlung mit den zu beleuchtenden Inhalten zu verstehen, die auch in die methodologischen und methodischen Überlegungen mit eingewoben sind. Dennoch mache ich mir zuerst Gedanken über den Weg, damit mich die methodischen Navigationsstützen vor affirmativen Abgründen bewahren und mir darüber hinaus Ansatzpunkte bieten, wie Widerstand gegen (Weiter-)Bildung inhaltlich negativ-dialektisch gelesen werden könnte. Ich hole dafür weit aus, weil eine negativ-dialektische Methode erfordert, grundlegende Fragen zur Theorieentwicklung und zu kritischen Methoden zu erkunden, woran anknüpfend sich im Zusammenspiel von Denken, Reflexion, Kritik und negativ-dialektischen Essenzen erst ein methodisches Vorgehen entspinnen lässt, das mit den materialen Gehalten in Verbindung tritt und sich zu bewähren hat.

3.1 LÜCKEN UND HERAUSFORDERUNGEN

Negativ-dialektisches Denken und Lesen methodisch zu entwickeln, um damit theoretische Überlegungen anzustellen, stößt auf einige Lücken und sich daraus ergebende Herausforderungen. Die erste Problematik besteht darin, dass Theorieentwicklung kaum als systematische und auf Methoden gestützte Erkenntnissuche ausformuliert ist. Methoden der Theorieentwicklung werden selten thematisiert und insbesondere nichtempirische Verfahren sind nur gelegentlich in kleinen Versatzstücken am Rande erwähnt. Ausgehend von einer kritischen Diskussion dieser Lücke mache ich mich auf die Suche nach brauchbaren Splittern. Die zweite Herausforderung besteht darin, dass nicht auf spezifisch *kritische* Methodologien und Methoden zurückgegriffen werden kann bzw. sich bereits der Begriff »Methode« in vielerlei Hinsicht als unzureichend erweist, zumindest wenn auf dominierende Methodenbegriffe rekurriert wird. Es gilt daher, Ausschau nach einem adäquaten Methodenbegriff zu halten. Drittens sperrt sich im Besonderen die negative Dialektik dagegen, als Methode zugänglich gemacht zu werden, und nicht nur Adorno, sondern auch die meisten anderen Autor_innen, die sich dieser Frage widmen, verwehren sich gegen solche Versuche. Eine methodische Explikation laufe Gefahr, die notwendige, enge Verknüpfung von Methode und Inhalt zu kappen, herrschaftliche, subsumierende Logiken zu reproduzieren und komplexe, dialektische Verhältnisse unzulässig zu vereinfachen. Ich suche dennoch nach bereits vorhandenen möglichen Ansätzen und argumentiere die Möglichkeit einer negativ-dialektischen Methodologie und Methode.

3.1.1 Theoriebildung »passiert einfach«?

In der Unzahl von Methodenbüchern finden sich kaum Ausführungen zu Methoden der Theoriebildung. »Lehrbücher und Curricula lehren, mit welchen Methoden man herausfinden kann, ob Theorien richtig oder falsch sind und unter welchen Randbedingungen; aber wenig darüber, woher diese Theorien kommen« (Gigerenzer 1994: 109). Häufig werden Theorien nur als ein notwendiger (leidiger) Vorschritt für die »eigentliche« wissenschaftliche Tätigkeit empirischer Erhebung und Prüfung gesehen, wodurch der Theoriebildung wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird (vgl. Astleitner 2011: 15), obwohl nichtsdestoweniger Theorien – woher auch immer sie kommen mögen – als Ausgangs- und Bezugspunkte genutzt werden. Im gesamten Lehr- und Forschungsbetrieb, inklusive wissenschaftlicher Fördermaßnahmen und universitätspolitischer Steuerungsinstrumente, ist Empirie als Methode vorherrschend. Theoriebildung wird hingegen entweder nicht als relevant wahrge nommen oder als »nicht wirkliche« Forschung abqualifiziert, weswegen Koller (2012: 47) davon spricht, dass sich seit den 1960er-Jahren zunehmend eine »Bildungsforschung ohne Bildungstheorie« herausgebildet habe.

Dass Theorien nicht einfach da sind, sondern einer gezielten Entwicklung bedürfen, wird kaum beleuchtet. Eine der wenigen Ausnahmen hierzu stellt Tenorth (2010) dar, der von der »Arbeit an der Theorie« spricht, aber kritischen, dialektischen Zugängen gegenüber ablehnend bleibt. In Lehrbüchern zu sozialwissenschaftlichen Methoden dominiert die Darstellung empirischer Instrumente und häufig zeigt sich eine einseitige Hervorhebungen quantitativer-empirischer Methoden. Was sich allgemein »Methodenbuch« nennt, beschreibt meist lediglich den Teilaspekt quantitativer Empirie. Handbücher zu qualitativen Forschungsmethoden weisen sich zumindest bereits in den Titeln als solche aus und geben sich damit nicht den Anschein, alleinige Methode zu sein. In allen Lehrbüchern finden sich aber kaum Hinweise auf Wege der Theoriebildung und wenn, dann in einem sehr eingeschränkten Verständnis und mit einem deutlichen Verweis auf den Vorrang der Empirie. Kritische Methodenansätze werden zuweilen gänzlich ausgeblendet oder »zerrissen«. Obwohl z.B. bei Opp (2005) ausführliche Darstellungen zur Theorieentwicklung zu finden sind, »brilliert« dieses Lehrbuch insbesondere mit einer besonders unangenehmen Form der Abwertung verstehender und kritischer Wissenschaft. Opp will mit positivistischen und logischen Argumenten die hermeneutische, kritische und – in seiner Diktion – »marxistische« Forschung der Unwahrheit überführen. Sein Urteil überrascht nicht, spricht er doch aus einer Position, die Werte als auszuschließen und ausschließbar versteht, die einer strengen, formalen Sprachlogik folgt und davon ausgeht, Forschende können sich selbst aus dem Forschungsprozess methodisch herausnehmen. Vermutlich ließe sich seine Argumentation sogar als aus seiner eigenen Sicht unwahr-

re, weil unerlaubte Tautologie entlarven, würden nur seine eigenen Regeln darauf angewendet.

Jene Autor_innen, die in einer Selbstverständlichkeit ihren positivistischen Standpunkt gar nicht in Reibung zu kritischen Positionen bringen, verfallen wenigstens nicht in eine überhebliche, abwertende Sprache, nehmen allerdings anscheinend auch nicht zur Kenntnis, dass es Auseinandersetzungen um Positionen gegeben hat und noch gibt. »Methodologische Texte in unseren Lehrwerken stellen sich gerne sachneutral und verfahrenslogisch dar [...]. Dass aber so nicht ohne Verlust an Sachlichkeit argumentiert werden kann, wissen wir spätestens seit dem Positivismusstreit« (Gruschka 2006: 38). Opp verfährt anders und nimmt solche Diskussionen auf, kann aber die Diskussionen um diese unterschiedlichen »Schulen« nicht nachvollziehen, da doch (aus seiner kritisch-rationalistischen Sicht) eindeutig feststellbar sei, dass verstehende, kritische Positionen nicht haltbar seien (vgl. Opp 2005: 66ff.), eine nur scheinbar sachneutrale und verfahrenslogische Argumentation. Entsprechend gering geschätzt werden von ihm und anderen qualitative Methoden empirischer Forschung, das Pramat liegt eindeutig auf quantitativen Messinstrumenten, ein »weitgehend von Irritationen der Kritik freie[s] Forschungsfeld« (Gruschka 2006: 38).

Deutlich differenzierter geht Astleitner (2011) vor, indem er zwar weitgehend kritisch-rationalistische Theoriebildungen darstellt und die im kritischen Rationalismus entwickelten Vorgehensweisen und Kriterien weitgehend unhinterfragt als die zentralen Elemente herausstreckt, aber zumindest thematisiert, dass je nach Wissenschaftsverständnis hier Unterschiede festzustellen seien. Er referiert weiters Methoden, die außerhalb der kritisch-rationalistischen Logik liegen, z.B. die Grounded Theory. Eine ebenfalls angenehme Ausnahme stellt das umfassende Lehrbuch zu empirischer Forschung von Bortz und Döring (2009) dar. Dem Vorhaben entsprechend stellen sie Empirie in den Vordergrund und der deutliche Schwerpunkt liegt auf quantitativen Methoden. Qualitative Methoden werden allerdings als gleichermaßen wesentlich referiert und, wenn auch nicht in aller Ausführlichkeit, so doch eingehend thematisiert. Ebenso werden Fragen der Theoriebildung aufgegriffen, wenn auch eher als Randnotiz. Erwähnt wird z.B., dass »Methoden als Denkwerkzeuge« (Bortz/Döring 2009: 366ff.) dienen können. Allerdings bleibt es bei der wohl kaum ausreichenden und nicht eingehend diskutierten Benennung von »Analogen« und »Metaphern« als Vorgehensweisen. Die Autor_innen referieren aber zumindest die Forderungen, Theoriebildung transparenter zu machen und in methodische Überlegungen miteinzubeziehen (in dieser Formulierung verweist »Methode« allerdings wieder auf Empirie, nicht auf Theoriebildung).

Qualitativ-empirische Methoden stehen einem kritischen Wissenschaftsverständnis eher nahe oder wurden sogar explizit aus ihm heraus entwickelt. In den Grundlagenwerken und Lehrbüchern findet Theoriebildung allerdings

wenig Beachtung. Sie stellen, der Intention und dem Thema folgend, primär Werkzeuge für die empirische Forschung bereit. Koller und Fuchs hingegen diskutieren das Verhältnis von Bildungstheorie und Bildungsforschung, loten Annäherungsmöglichkeiten aus und sehen insbesondere in der Biographieforschung eine Brücke zwischen Empirie und einer philosophisch verstandenen Theorie (vgl. Koller 2012: 47ff.; Fuchs 2012: 137ff.). Koller stellt unter anderem einen Bezug zu Adornos negativer Dialektik her: »Qualitative Bildungsforschung kann so als Versuch verstanden werden, das Nichtidentische (im Sinne Adornos), also Nicht-Messbare von Bildungsprozessen zur Geltung zu bringen« (Koller 2012: 54). Theoriebildung abseits qualitativer Forschung wird allerdings nicht näher betrachtet, sondern vielmehr die Argumentation der theoriebildenden Aufgabe empirischer Forschung in den Vordergrund gerückt.

In der Sammlung von *Hauptbegriffen* qualitativer Sozialforschung von Bohnsack, Marotzki und Meuser (2006) fehlen die Termini »Theorie« und »Theoriebildung«. Im Handbuch »Qualitative Forschung« von Flick, Kardoff und Steinke (2012) sind zumindest vereinzelte Hinweise zu entdecken, unter anderem im Beitrag von Métraux (2012), der beschreibt, dass Anselm Strauss (gemeinsam mit anderen) die Methode der »Grounded Theory« nicht aus Gegnerschaft zu quantitativen Instrumenten entwickelte, sondern aus einem Interesse an anspruchsvoller Theoriebildung (vgl. Métraux 2012: 645). Die Grounded Theory setzt sich Theoriebildung explizit zum Ziel. Empirische Erhebung und Theoriebildung werden als nicht trennbare Bereiche angesehen, sondern als ineinander übergehende, sich gegenseitig beeinflussende und daher parallel verlaufende Vorgänge (vgl. z.B. Freikamp 2008: 223ff.; Jakob 2010; Oswald 2010). Dieser Forschungszugang erlebt, zumindest meiner Wahrnehmung nach, derzeit eine Art »Boom« bei (kritischen) Wissenschaftler_innen und weist einige Übergänge zu meinem Vorhaben auf, beispielsweise die Betonung offener, reflexiver Suchbewegungen.

Was lässt sich nun aus den Darstellungen zur Theorieentwicklung gewinnen und wo sind alternative Wege zu entwickeln? Den grundlegenden Ausführungen von Astleitner zu Theorien und deren Bedeutung möchte ich zumindest so weit folgen: »Theorien sind spekulative Problemlösungshilfen mit unsicherem Ausgang« (Astleitner 2011: 10). Ich begebe mich also sowohl mit dem Versuch einer negativ-dialektischen Methode als auch mit meinen Überlegungen zu Widerstand gegen (Weiter-)Bildung auf spekulativ unsicheres Terrain, indem ich hier wie da alternative Lesarten versuche. »Alternativen [...] beginnen mit neuen Sichtweisen auf die Welt, die helfen, gesellschaftlich zu findende Probleme auf neue Art und Weise zu lösen. Solche neuen Sichtweisen und Annahmen sind nichts anderes als Theorien« (ebd.: 13). Für Gruschka verweisen Theorien, im Unterschied zu (empirischer) Forschung als Wirklichkeitsanalyse, »auf den mit Generalisierungen formulierten und in Modellen

erschlossenen oder *spekulativ und anschaulich postulierten* materialen Gehalt dieser Wirklichkeit« (Gruschka 2006: 36, Hervorhebung D.H.). Und weiter, zunächst leicht ironisch: »Theorien [...] können die Welt so erklären, dass jeder ihrer Nicht-Anhänger sie bestreitet. Sie sind also erst einmal Angebote, komplexe Lesarten« (ebd.), deren Anerkennung mittels empirischer Forschung angestrebt wird. Sich nicht von empirischer Forschung »an der kurzen Leine« führen zu lassen, ermögliche, »spekulativ entwerfend [zu] verfahren« (ebd.). Holz argumentiert die spekulative als überhaupt einzige der Dialektik adäquate Methode. Er folgt der Spur des Wortes vom »Ausschau halten« bis zu Übersetzungen, in der »spekulativ« nichts anderes als der lateinische Ausdruck für das griechische »*theoria*« ist (vgl. Holz 2005: 227f.). »Theorie ist immer ein geistiger Entwurf, eine Synthese aus Erfahrung und Erwartung« (ebd.). Astleitner kehrt unter anderem die explorative Leistung von Theorien hervor: »Theorien helfen einer Forscherin oder einem Forscher dabei, einen Suchscheinwerfer auf Phänomene anzulegen. Mithilfe einer Theorie entdeckt man dann mehr und/oder andere Elemente eines Phänomens im Vergleich zu einer Situation, in der man ohne diese Theorie gesucht hätte« (Astleitner 2011: 42). Adorno weist den im Positivismusstreit vorgebrachten Vorwurf zurück, Spekulation sei ein eitles Drauflosdenken abseits aller Verankerung. Anknüpfend an Hegel versteht er Spekulation vielmehr als »kritische Selbstreflexion des Verstandes, seiner Begrenztheit und ihrer Selbstkorrektur«, als Gedanken, »der seiner eigenen Borniertheit sich entäußert« (Adorno 1969/1972: 284). Empirie ist als Ergänzung zur Theorie zu sehen. Für Steinert, Adorno folgend, ist Theorie kritik-, korrektur- und ergänzungsbedürftig; Empirie dient in diesem Sinn nicht einer Bestätigung oder Widerlegung, sondern einer Erweiterung der theoretischen Sicht (vgl. Steinert 2007a: 176; Adorno 1969/1972: 299). Pongratz beantwortet die Frage, wozu pädagogische Theorie gut sei, folgendermaßen: Sie soll »*Sachverhalte präzise [...] fassen*«, diese der Kritik unterziehen, hat aber auch ein »*spekulatives Moment*«, indem »sie bestreitet, dass etwas einfach nur so ist, wie es ist«, sie verweist auf unverwirklichte Möglichkeiten und »überschreitet also die bloße Faktizität« (Pongratz 2010b: 10, Hervorhebung i. Orig.).

Der unsichere Ausgang der vorliegenden Forschung besteht darin, dass zu Beginn noch offenbleibt, welche Erkenntnisse sich hinsichtlich einer Theorie des Widerstands gewinnen lassen und welche empirischen Folgeforschungen anzuschließen sind. Spekulativ werden alternative Lesarten erkundet. Offen bleibt aber auch, inwiefern sich die vorgelegte Theorie bewähren kann, sowohl wissenschaftlich als auch praktisch, denn eine kritisch positionierte Theorie ist nicht lediglich kontemplativ, sondern Theorie muss sich ereignen. Sie sucht nach dem »lösenden Wort« der Befreiung, ohne dieses zu kennen, aber: »Wäre es einmal ausgesprochen, wäre die Theorie nicht allein ein kulturelles, sondern ein soziales Ereignis« (Demirović 2001: 177).

Metaphern können Teil von Theorieentwicklungen sein, einerseits um bildlich zu vereinfachen und damit Nachvollziehbarkeit herzustellen, andererseits um über Betrachtung der Metapher noch nicht gedachte Aspekte zu entdecken (vgl. Astleitner 2011: 120; Bortz/Döring 2009: 366f.). Interessant ist auch die »Inkubation«: Gesammelte Informationen werden »mehr oder minder unbewusst verarbeitet, wobei keine direkte Auseinandersetzung mit der Problemlösung stattfindet« (Astleitner 2011: 120). In der Beschäftigung mit der Negativen Dialektik ließen sich für mich solche Erfahrungen bereits machen: Im ersten und bewussten Nachdenken undurchdringlich, dauert es zuweilen einige Zeit, bis Gedankengänge »sickern« und sich mit dem vorhandenen Untergrund an Wissen und Erkenntnissen zu neuen Verbindungen vermengen. Dies ließe sich auch gezielt einbeziehen. »Qualitatives Experimentieren« (ebd.: 121f.) ist ein Beitrag zur Theoriebildung, indem in einer Art »Was wäre, wenn ...« spekuliert wird. Solche Vorgehensweisen lassen sich meines Erachtens ohne weiteres in eine negativ-dialektische Denkart einfügen. Hingegen sind weitere von Astleitner referierte Methoden und (Güte-)Kriterien der Theoriebildung aufgrund der kritisch-rationalistischen Fundierung kaum oder nur eingeschränkt zu gebrauchen. Astleitner weist diesen spezifischen Zugang auch explizit aus und ist sich der Begrenztheit bewusst (vgl. ebd.: 25), bleibt aber Alternativen schuldig. Denn obwohl er die »Verschiedenheit« und »Vielfalt« seiner Darstellung betont, verharrt er dennoch in kritisch-rationalistischen Zugängen, indem er beispielsweise als Kriterien zur Beurteilung von Theorien unter anderem die begriffliche Präzision, die logische Konsistenz (Widerspruchsfreiheit) und Kausalität (vgl. ebd.: 23) benennt. Hier zeigt sich der grundlegende Unterschied zur Kritischen Theorie, insbesondere zu einer negativ-dialektischen Lesart besonders deutlich: Begrifflicher Präzision steht die notwendige, wenn auch nicht explizierbare Einbeziehung von Nichtidentischem entgegen. Der logischen Konsistenz wird ein Denken in Konstellationen nicht in der geforderten Form entsprechen können und die logisch geforderte Widerspruchsfreiheit ist insbesondere nach einer negativ-dialektischen Denkart weder möglich noch gewünscht. Der Kausalitätskette setzt Adorno ein »Kausalnetz« entgegen, mit einer »Unendlichkeit des Verwobenen und sich Kreuzenden« (Adorno 1966/2003: 263f.). Die Unterschiedlichkeiten wissenschaftlicher Positionen, die spätestens seit dem Positivismusstreit bekannt sind, treten deutlich zu Tage. Positivistisch wird kategorisiert, wird Wahrnehmbares zur einzigen Realität, werden selbst das Denken und die Vernunft lediglich auf Instrumente und Werkzeuge in logischen Operationen und zur Erfassung von Oberflächen reduziert. Widerspruchsfreiheit zwingt alles unter die Logik systematischer Prinzipien, anders zu denken ist nicht zulässig. Darum wehrt sich Adorno auch gegen »systematische« Vorgehensweisen, die er mit gewaltssamer Subsumtion und damit mit Herrschaft gleichsetzt (vgl. Adorno 1969/1972: 287; Adorno 1965-66/2003: 126, 131f.; siehe auch

weiter unten). In der Subsumtion wird dieses herrschaftliche Moment aber nicht nur verschleiert, sondern es wird zu einer scheinbar unumstößlichen Gegebenheit. Aufklärung schlägt in Mythologie zurück (vgl. Horkheimer/Adorno 1969/1988: 31ff., 88ff.). Breinbauer betont entsprechend, dass hinter »die Unterscheidung zwischen Traditioneller und Kritischer Theorie [...] heute nicht mehr zurück gegangen werden darf« (Breinbauer 2011: 176). Problematisch ist aus meiner Sicht, dass Fragen und Methoden der Theoriebildung und kritische Methoden in bildungswissenschaftlichen Ausbildungen zumeist nur unzureichend thematisiert werden, woraus die Problematik folgt, dass bei vielen Studierenden Anforderungen wie »Objektivität« und ein kritisch-rationalistischer Wahrheitsbegriff zu fest verankert bleiben.

3.1.2 (Fehlende) Kritische Methodologie und Methoden

Weder Kritische Theorie noch Kritische (Erwachsenen-)Bildungswissenschaft verfügen über ein kennzeichnendes Methodenrepertoire¹ in einem spezifischen, kritischen Verständnis. Detel fasst zwar drei methodologische Besonderheiten Kritischer Theorie zusammen, aus denen aber wenig konkrete Vorstellung gewonnen werden kann, wie dies erfolgen könnte. Erstens verfolge Kritische Theorie ein emanzipatorisches Interesse, indem unter anderem soziale Regeln der Repression aufgespürt würden und zur Befreiung daraus beigetragen werden solle. Zweitens wende Kritische Theorie ideologiekritische Verfahren an. Und drittens bestehe eine Besonderheit in der Reflexivität (vgl. Detel 2007: 191ff.). Koller hingegen spricht von einem generell fehlenden methodischen Ansatz Kritischer Theorie im engeren Sinn, »wenn darunter ein bestimmtes Modell oder gar konkrete Verfahrensweise wissenschaftlicher Forschung zu verstehen sind« (Koller 2006: 239). Das Fehlen einer Methodologie und von Methoden wird zwar häufig kritisiert, allerdings machen kritisch-theoretische Begründungen die Skepsis gegenüber festgelegten Methoden nachvollziehbar, die vor allem zu instrumentellen Verfahren degeneriert sind. In einem solchen Sinn kann daher tatsächlich nicht von »Methoden« der Kritischen Theorie gesprochen werden. Ich möchte mich aber Steinert und

1 | Die Begriffe »Methode« und »Methodologie« werden in Forschungsarbeiten häufig synonym verwendet, obwohl sie wissenschaftstheoretisch unterscheidbar sind. Während wissenschaftliche Verfahrensweisen, spezifische Forschungsinstrumente und Arten des Vorgehens als Methoden bezeichnet werden, ist Methodologie auf einer Metalebene angesiedelt. Methodologie umfasst sowohl die Lehre und Wissenschaft von den Methoden als auch die theoretische Fundierung und Begründung und die Entwicklung von Methoden. In letzterem Sinne zielen meine Ausführungen auf die Argumentation einer Methodologie und die Ausarbeitung einzelner Methoden (vgl. Thaler 2013: 28ff.; Beer 2008).

Ritsert anschließen, die den Methodenbegriff weiter fassen. Ritsert verweist auf die Herkunft des Begriffs und stellt fest, dass man darunter weder nur Verfahren oder eine Vorgehensweise noch in einem engeren wissenschaftlichen Verständnis eine »rein formale Operationsanweisung« (Ritsert 2011: 223) verstehen kann. Ein solches Verständnis führe zu einem Primat der Methode anstatt der Gegenstände und Inhalte (vgl. Adorno 1969/1972: 294). Hält man sich an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *méthodos*, »dann kann unter ›Methode‹ jede Abfolge von aussichtsreichen Schritten auf begehbar Wegen zu einem Ziel verstanden werden« (Ritsert 2011: 223). Adornos Methode expliziert Ritsert an einem spezifisch gefassten Methodenbegriff: »Man kann unter ›Methode‹ in der Tat auch die Einheit der allgemeinsten syntaktischen, erkenntnistheoretisch-ontologischen und praxisorientierten (pragmatischen) Grundvorstellungen verstehen, auf deren Hintergrund sich ein Autor mit der Mannigfaltigkeit der ihn interessierenden Gegenstände und Themen auseinandersetzt« (Ritsert 2011: 224).

Methoden als kontrollierte Forschungsaktivitäten zur Produktion von Wissen sind mit der Entwicklung moderner Wissenschaft eng verknüpft. Die impliziten Grenzen wurden aber immer wieder diskutiert und entsprechend unterschiedliche Verständnisse von Methoden formuliert. Verwandte, synonym oder in Abgrenzung verwendete Begriffe sind unter anderem Verfahren, Praxis, Forschungsaktivität etc. (vgl. Thompson 2012: 240ff.). Thompson kritisiert am Methodenbegriff, dass dieser in der modernen Wissenschaft so angelegt sei, dass er die eigentliche Tätigkeit der Forschenden aus der Wahrnehmung entfernt, die konkreten subjektiven Praktiken ausblendet (vgl. Thompson 2011: 450). Sie hält aber auch fest: »A critical analysis of method not only clarifies the process of the autonomization of knowledge in the modern period [...], but at the same time constitutes a leitmotif allowing us to examine more closely the practice of theorizing« (ebd.). Ich präferiere – nicht zuletzt aus wissenschaftsstrategischem Interesse – eine Beibehaltung des Begriffs »Methode«. Zum einen hat der Begriff eine historisch gewachsene Position innerhalb des Wissenschaftsbetriebes und unterlag immer wieder einem Wandel, weshalb heute keineswegs nur mehr quantitativ-empirische Vorgehensweisen darunter gefasst werden und eine Erweiterung auf kritische Zugänge bereits vorgenommen wurde. Den Begriff der »Methode« einem Denkschema zu entreißen, das darin lediglich fest gefügte, vorgegebene Anwendung von Verfahrensweisen versteht, ist fortzuführen. Zum anderen plädiere ich für eine darüber hinausgehende Erweiterung des Begriffes auf Verfahren der Theoriebildung und des Denkens selbst. Auf die mangelnde Berücksichtigung solcher Verfahren in Lehrbüchern und der Ausbildung wurde bereits hingewiesen. Dies hat mehrere meines Erachtens prekäre Folgen: Bereits in Curricula werden in Methoden-Modulen lediglich Lehrveranstaltungen zu empirischen Anwendungen geplant und durchgeführt. Dies prägt das Verständnis

von Studierenden und Expert_innen aus der Praxis, unter Methode in erster Linie empirische Modelle zu verstehen. Theorie erhält den Klang des lediglich der Empirie Vorgelagerten, des messend zu prüfenden Entwurfs. Obwohl jede wissenschaftliche Tätigkeit Theoriebezüge herstellt, bleibt die Theoriebildung selbst kaum beachtet. Übungen des Denkens, Argumentieren, Urteilens und Schließen bleiben bereits in der Ausbildung weitgehend ausgeklammert und diese Methoden werden kaum wertgeschätzt geschweige denn verfeinert. Weil ich mich für die Entwicklung, Verfeinerung, Übung und Implementierung von solchen Methoden im Wissenschaftsbetrieb und in Ausbildungen einsetzen möchte, bleibe ich bei dem Begriff »Methode«.

Steinert macht deutlich, dass (empirische) Methodenentwicklungen nicht allein wissenschaftlichen Tätigkeiten entspringen, sondern vielmehr häufig ihren Ursprung in ganz anderen Metiers haben (Bespitzelung, Marktfor-schung etc.). Er hält fest, dass die »meisten heutigen sozialwissenschaftlichen Methoden [...] herrschaftlichen Ursprung haben« (Steinert 1998a: 206), dies aber nicht bedeute, dass sie unbrauchbar seien, sondern vielmehr einen entsprechen-reflexiven Zugang erforderten, der insbesondere die jeweilige Perspektive freilegt. Auch Freikamp, Leanza, Mende, Müller, Ullrich und Voß betonen, dass Methoden nicht neutral sind und die »jeweils eingesetzten methodischen Instrumentarien aktiv und jeweils auf ihre spezifische Art an der Wissensproduktion beteiligt und daher bezogen auf bestimmte Problemstel-lungen auch unterschiedlich geeignet sind« (Freikamp et al. 2008: 9). Sowohl Freikamp und Kollegen als auch Steinert plädieren dafür, nicht bestimmte Methoden strikt zu verwerfen, sondern sie stattdessen gezielt kritisch zu adaptieren und zu reflektieren. Methoden sind in diesem Verständnis nicht per se kritisch, auch nicht jene, die das für sich in Anspruch nehmen, sondern sie sind eher als »Werkzeuge« zu verstehen, die in entsprechend unterschiedlichen Kontexten kritisch eingesetzt werden (können). Steinert fasst zusammen: »In Methodenfragen ist ein reflektierter, allseitig neugieriger Eklektizismus, verbunden mit einer wachen Skepsis, die realistische Haltung« (Steinert 1998a: 206). Foucault findet in der Kritik das »Instrument, Mittel zu einer Zukunft oder zu einer Wahrheit, die sie weder kennen noch sein wird« (Foucault 1978/1992: 8f.). Er spricht von einem notwendigen Werkzeugkasten, aus dem je nach Situation und Kontext geschöpft werden kann. Eine Problemati-sierung des Begriffs »Werkzeug« und ebenso des »Instruments« findet sich in Arbeiten Adornos immer wieder (vgl. z.B. Adorno 1969/1972: 287; Adorno 1965-66/2003: 126, 131f.). Horkheimer und Adorno formulieren in ihrer Kritik am Positivismus die Problematik, dass durch ein solches werkzeughaftes Verständnis Denken zu einem maschinenähnlich ablaufenden, Dynamiken, Komplexitäten und nicht Fassbares eliminierenden Vorgang degradiert werde (vgl. Horkheimer/Adorno 1969/1988: 31f.). Nicht zuletzt aus dieser Kritik folgt die Annahme und zugleich Forderung, dass Inhalt und Methode nicht

zu trennen seien. Eine spezifisch *kritische* Methode misst sich nicht zuletzt daran, welche Inhalte in den Blick genommen werden, ob Emanzipation, Gesellschafts- und Herrschaftskritik zentral sind, ob die Kritik immanent, ideologie- und selbstkritisch ausgerichtet ist etc.

Kritische Methoden

In der Literatur lassen sich einige Überlegungen finden, kritische Methoden zu entwickeln. Selbst wenn sich daraus weniger *die* Methode Kritischer Theorie ergibt, sind doch vielfältige Ansätze und Anschlussmöglichkeiten an andere Forschungsmethoden zu erkennen (vgl. Keckeisen 1992: 126f.). Freikamp und Kollegen, einem breiten Verständnis kritischer Wissenschaften folgend, machen kritische Ansätze beispielsweise in der an Foucault anschließenden Kritischen Diskursanalyse aus und fassen als Gemeinsamkeiten zusammen: »Bei aller Gegensätzlichkeit ist es doch einiges Merkmal aller Methodiken, die sich epistemologisch auf einem Kontinuum zwischen einer marxistisch-materialistischen Dialektik und dem poststrukturalistischen Konstruktivismus abbilden lassen, mit ihren Mitteln zu zeigen, dass nicht alles so ist, wie es scheint und dass nicht alles so sein muss, wie es ist« (Freikamp et al. 2008: 7). Freikamp diskutiert im Weiteren Anwendungsmöglichkeiten der Bewertungskriterien von qualitativer Forschung auf kritische Sozialforschung. Die Ablehnung eines absoluten Wahrheitsanspruches und die sich daraus ergebenden spezifischen Gütekriterien in der qualitativen Forschung lassen sich aus ihrer Sicht auch auf kritische Sozialforschung übertragen, selbst wenn einige Grundannahmen und das Erkenntnisinteresse nicht notwendigerweise vollständig übereinstimmen müssen. Sie plädiert daher für eine Anwendung solcher Gütekriterien, »um die Anerkennung und Wirkmächtigkeit kritischer qualitativer Sozialforschung zu erhöhen« (Freikamp 2008: 231).

Steinert hat bereits einige Jahre zuvor gemeinsam mit damaligen Tutor_innen aus einem Methodenkurs für Studierende ein – leider nicht in Buchform veröffentlichtes, aber dennoch zugängliches – Manuskript zusammengestellt, in dem er ausgehend von einer Kritik der empirischen Sozialforschung einen reflexiven Umgang mit (auch herkömmlichen) Methoden einfordert und beispielhaft vorführt (vgl. Steinert 1998b). Ein Artikel daraus wurde von Steinert leicht verändert in seinem Buch »Kulturindustrie« (1998a) veröffentlicht. Diese auf empirische Methoden ausgerichteten Ausführungen sind für die Frage nach einer Methode der Theoriebildung nur teilweise heranzuziehen, seien aber allen kritischen empirisch Forschenden nachdrücklich empfohlen. Andere Beispiele sind erhellend, weil das kritische Denken quasi vor den Augen vollzogen wird. Beispielsweise nimmt Jaeggi Leser_innen in beeindruckend klarer und dennoch komplexer Form mit auf den Weg einer ideologiekritischen Denkweise (vgl. Jaeggi 2009) und Pongratz möchte in seinen »Sackgassen der Bildung« Leser_innen, insbesondere Studierende, an dialektisches Denken

heranführen, indem er Begriffe, Sachverhalte, Verhältnisse immer wieder vor den Augen der Leser_innen dreht und wendet, zerflückt und neu zusammensetzt (vgl. Pongratz 2010b).

Als kritische Methoden im weitesten Sinn werden zuweilen große Teile qualitativer Empirie verstanden, die jedoch nicht notwendigerweise auf die Kritische Theorie im engeren Sinn bezogen sein müssen; Übergänge und Anleihen sind aber unübersehbar, z.B. wenn Koller in der Biographieforschung die Möglichkeit sieht, Adornos »Nichtidentisches« zur Geltung zu bringen (vgl. Koller 2012: 54). Interessant – und ansatzweise mit Bezugnahme auf Adorno – sind Überlegungen aus der Psychologie zu heuristischen Forschungsmethoden. Beispielsweise stellt Gigerenzer (1991, 1994) anhand der Kognitionsforschung eine Heuristik intuitiver Entdeckung und der Nutzung von Metaphern dar, während Kleining (1995, 2010) explizit die Methode »Qualitative Heuristik« entwickelt, die Anknüpfungspunkte an Dialektik und Kritische Theorie aufweist. Entlang von vier Regeln, die nicht zuletzt forschungspragmatisch einfach sein sollen, verläuft bei Kleining der Prozess der Datenerhebung und -auswertung. In den vier Regeln werden erstens dezidiert Offenheiten gefordert, zweitens Forschende explizit mitberücksichtigt, drittens möglichst viele Perspektiven generiert und viertens Gemeinsamkeiten analysiert, anhand derer der untersuchte Gegenstand anschließend verändert wahrgenommen werden kann.

Als dezidiert kritische Methodenformulierung kann auch Oevermanns objektive Hermeneutik verstanden werden. Nach Dammer stellt diese einen Versuch dar, »Adornos Verfahren zu einer sozialwissenschaftlichen Methode zu erweitern« (Dammer 1999: 201), auch wenn Bonß 1983 noch konstatiert, dass Oevermann bis dahin kaum an Adorno anknüpfe, obwohl viele Parallelen sichtbar seien (vgl. Bonß 1983: 219ff.). In der objektiven Hermeneutik steht die Rekonstruktion von objektiven Sinnstrukturen im Vordergrund, die nicht sinnlich wahrnehmbar und den Subjekten nicht notwendig bewusst sind, aber über eine bestimmte, empirische Vorgehensweise sichtbar gemacht werden können (vgl. Oevermann 2011: 198). Oevermann entwickelte dafür ein entsprechendes Methodenrepertoire, das strukturiert und erlernbar ist. Oevermann selbst attestiert Adorno eine einkreisende, geduldige und detaillierte Genauigkeit, die aber schwer nachzuvollziehen und daher kaum direkt anwendbar sei (vgl. ebd.: 191), weshalb er eine entsprechende Konkretisierung entwirft.

Eine Thematisierung der negativen Dialektik in pädagogischen Zusammenhängen, die nicht empirisch orientiert ist, vollzieht Gruschka in seiner »Negativen Pädagogik« (1988), der von Schäfer attestiert wird, die Theorie Adornos systematisch in die pädagogische Perspektive übertragen zu haben. Allerdings bleibe Gruschka in einem eher traditionellen Bildungsbegriff verhaftet, trage idealistische Züge und bleibe positiv dialektisch (vgl. Schäfer 2004a: 134ff.). So sehr Gruschka auch betont, er orientiere sich an der negativen Dialektik

Adornos und wolle mit seiner »Negativen Pädagogik« konsequent eine Pädagogik mit Kritischer Theorie verfassen (bisherigen »Kritischen« Pädagogiken attestiert er fehlende konsequente Ausführungen, vgl. Gruschka 1988: 38), so wenig expliziert sind seine Bezugnahmen. Er mag in seinen Ausführungen die Denkformen der Kritischen Theorie konsequent weitergeführt haben, eine Darstellung der Denk- und Vorgehensweisen ist jedoch nicht enthalten, was für meine Forschungen daher wenig hilfreich ist.

Erweiterter Methodenbegriff

Aus dem bisher Gesagten folgt: Eine kritische Theoriebildung erfordert kein spezifisches Methodenrepertoire im engeren Sinn, sondern spezifisch kritische Inhalte und eine Explikation jener kritischen Grundhaltung, die der Theoriebildung zugrunde liegt, von der Steinert in seiner »Vorbemerkung«, zwar in Bezug auf empirische Methoden, aber meiner Ansicht nach auch für Theoriebildung gültig, als reflektierte Grundhaltung spricht: »Kritische Sozialwissenschaft verfügt nicht so sehr über besondere Methoden als vielmehr über eine bestimmende Eigenschaft von soziologischem Denken in konsequenter Form: über Reflexivität« (Steinert 1998b: o.S.). Zu einem späteren Zeitpunkt spricht Steinert davon, dass Theorien »im günstigsten Fall zutreffende Artikulation der zentralen Erfahrungen einer Gesellschaftsformation in ihrem jeweils historischen Zustand« seien (Steinert 2007a: 176), die kritik-, korrektur- und ergänzungsbedürftig sind. Pongratz wählt als wesentliche Leitkategorie kritischer Theorie und kritischer Pädagogik den von Horkheimer geprägten Begriff »kritischen Verhaltens« (Pongratz 2005b: 34ff.) und spricht von einem dafür notwendigen »seismographischen Instrumentarium« (Pongratz 2010a: 9). Ein »Ensemble aus Gedanken, die zu einer Theorie zusammenentreten« (Lenk 2011: 161) wird bewusst und unbewusst über bestimmte Verfahren generiert und stellt in einem Verständnis Kritischer Theorie einen Versuch dar, in spezifischer Weise mit bestimmten Interessen über die Welt nachzudenken, Erklärungen zu versuchen und Denkangebote zu unterbreiten.

Gewählte Methoden lassen sich nicht von Grundhaltungen und Inhalten trennen, vielmehr bedingen und ergänzen sich diese gegenseitig. Wissenschaft ist in gesellschaftliche Zusammenhänge und historische Konstellationen verwoben und kann weder in der Produktion von Wissen noch in einer bestimmten Methodenwahl unabhängig, wertneutral und objektiv sein. Wissen kann nur innerhalb der jeweiligen Grenzen begrifflicher, alltäglicher, wissenschaftlicher, gesellschaftlicher Rahmungen hervorgebracht werden. »Auch Sozialwissenschaftler/innen sind zunächst Mitglieder ihrer Gesellschaft und teilen als solche das in ihr verbreitete Wissen darüber, wie sie funktioniert. Sie sind damit auch den Begrenzungen des Wissens unterworfen, die zu ihrer Position nach Herkunft und Interessenlage gehören. Sie überblicken aus dieser Position bestimmte Aspekte und Ausschnitte der Gesellschaft, sie machen

nur bestimmte Erfahrungen, sie teilen die Selbstverständlichkeiten dieser Position, *die sie viele Fragen gar nicht stellen lassen*« (Steinert 1998c: o.S., Hervorhebung D.H.). Und gleichzeitig zielt Wissenschaft – vor allem wenn kritische Anliegen verfolgt werden – auf Grenzüberschreitung, Transformation, Veränderung, ein Mögliches und Unmögliches zugleich. Kritische Theorie ist kritisch und sie ist reflexiv. Es ist nicht nur die Frage zu verfolgen, *was* darunter zu verstehen ist, sondern auch *wie* solches Denken möglich ist. Die materialen Gehalte der Gesellschaftskritik und emanzipatorisch-transformativer Interessen scheinen nur vordergründig für Methoden, für Fragen des Wie, irrelevant zu sein. Sie müssen als »Hintergrundfolie« und Richtungsperspektive ständig präsent sein und spielen eine große Rolle in der Frage nach der Diffusion der Theorie in die soziale und politische Praxis. Aber auch in den Methoden selbst sind sie stets anwesend und drängen die ihnen eigenen Fragen auf.

3.1.3 Methodologie und Methode negativ-dialektischen Denkens und Lesens

»Dialektik als *Methode*, gerade als *Methode* Adornos, hat schon immer Anstoß erregt – was zu ihrem großen Vorteil [...] gehört« (Ritsert 2011: 232, Hervorhebung i. Orig.). Die negative Dialektik als methodische Les- und Denkart zu explizieren erfordert also, die grundlegenden, »anstoßigen« Denklinien herauszuarbeiten und die Komplexitäten so weit zu reduzieren, dass nachvollziehbare Wege hervortreten, zugleich soll die Reduktion aber nicht so weit gehen, dass wesentliche Elemente verloren gehen. Zwangsläufig bleiben dabei manche – wenn auch interessante – Details auf der Strecke. Adornos Negative Dialektik ist eine verdichtete und gleichzeitig in vielfältige tiefgründige philosophische Verästelungen ausformulierte Darstellung epistemologischer, ontologischer und letztlich auch – wenn auch eher versteckt als nachvollziehbar – methodologischer Überlegungen. Bereits 1983 formuliert Bonß, später z.B. von Honneth und Menke (2006b) wieder aufgenommen, Adornos Negative Dialektik sei nicht referierbar. Sie sei ein offenes Forschungskonzept: »im Unterschied zum empirisch-analytischen Modell laufen sie [die methodologischen Prinzipien Adornos, Ergänzung D.H.] nicht auf fest definierte, eindeutige Verfahrensweisen hinaus« (Bonß 1983: 202). Adorno selbst formuliert, seine Dialektik ließe sich nicht methodisch explizieren, solle sich gar nicht explizieren lassen, sondern man müsse sich vielmehr in der Dialektik »verlieren« (Adorno 1951/1980: 281), anstatt sich ihrer zu bedienen und sie damit ihrer Offenheit zu berauben. Sich in dialektischen Denkbewegungen zu verlieren, klingt anregend und vielversprechend, unterstützt aber vorerst nicht dabei, sich in diese Denkweise überhaupt einzufinden. Bei einer Annäherung an Adornos Negative Dialektik, noch mehr allerdings angesichts der unüberschaubaren Vielzahl von Auseinandersetzungen mit seinem Werk droht die

Gefahr, statt sich im Denken zu verlieren, vielmehr darin unwiederbringlich zu verschwinden. Adornos Werk, selbst wenn nur ein Ausschnitt gewählt wird, ist zu umfangreich und sein Denken zu komplex, um sich einfach nur offen suchend darin zu bewegen.

Ritsert umreißt als Adornos Methode die Vermittlung der Gegensätze in sich (Dialektik), die Grundkonstellation von Identität und Nichtidentität, das Denken in gesellschaftlich vermittelter Totalität und die spezifische Form der Kritik als immanent und ideologiekritisch (vgl. Ritsert 2011: 223ff.). Prengel formuliert: »Das Vermächtnis der Dialektik der Aufklärung und der Negativen Dialektik ist für mich die Anregung zu einer Haltung des Theoretisierens, die einen Gegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven, in seinen widersprüchlichen Facetten erfassen möchte und die nicht davor zurückschreckt, ambivalente, auseinandertreibende, ja sogar diametral entgegengesetzte Wirkungen zu erfassen. Wage ich es, auch die Kehrseiten, Brüche und Schwachstellen meiner Einsichten zu suchen, und das nicht, um alles wasserdicht zu machen, sondern im Wissen darum, daß Wissen unvollkommen ist, so kann ich lernen, mit Begeisterung mehrdimensional zu denken« (Prengel 1999: 236).

Wenn sich aber weder für eine Theoriebildung noch aus der Kritischen Theorie auf ausformulierte Methoden zurückgreifen lässt, stellt sich die Frage, ob und wie sich eine negativ-dialektische Methodologie kritischer Theoriebildung begründen lässt und wie sich Methoden dafür entwickeln lassen. Das erste auftretende Problem ist, ob es überhaupt Sinn macht, von einer Methode zu sprechen. Nicht zufällig hat sich Adorno davon distanziert, z.B. Dialektik als Methode zu verstehen (vgl. Adorno 1966/2003: 148). Dies muss aus meiner Sicht aber vor dem Hintergrund des noch »frischen« Positivismusstreits gelesen werden, wo sinn- und inhaltsentleerte Messungen und Mathematisierungen von Oberflächen in die Kritik genommen wurden. In diesem Sinn ist Adorno skeptisch gegen Methoden als befolgbare, erlernbare Anleitungen, die einer »Subsumtionslogik« folgen, einer hierarchisch organisierten Ordnung und Unterordnung von Erfahrungen, Daten, Einzelementen. Methode und Sache treten auseinander, Methode verselbständigt sich und wird zum Fetisch (vgl. Wussow 2007: 177). Eine solche Einordnung und Systematisierung setze ein System als unhinterfragbar existierend voraus und unterliege damit einem grundlegenden Fehler (vgl. Adorno 1969/1972: 287; Oevermann 2011: 191f.). Adorno sieht unter anderem in der Darstellungsform des Essays herkömmliche Methodenbegriffe suspendiert. »Der Gedanke hat seine Tiefe danach, wie tief er in die Sache dringt, nicht danach, wie tief er sie auf ein anderes zurückführt« (Adorno 1958/1974: 18f.). Methoden werden von Adorno als Instrument kritisiert, dem Verfahren entgegengesetzt werden müssen, die sich an Inhalten festmachen und qualitative Elemente inkludieren (vgl. Oevermann 2011: 58).

Kritische Theorie und negative Dialektik bestechen demnach gerade durch ihre untrennbare Verbindung von Methode und Inhalt. In seiner »Vorlesung

über Negative Dialektik« betont Adorno eindringlich, dass er »die übliche Trennung von Methode und Inhalt nicht anerkenne; und zwar in dem besonderen Sinn, daß die sogenannten methodischen Erwägungen ihrerseits von inhaltlichen Erwägungen abhängig sind« (Adorno 1965-66/2003: 15). Gleichzeitig seien seine Ausführungen »so etwas wie eine methodische Betrachtung dessen [...], was ich überhaupt tue« (ebd.). Er spricht immer wieder von »methodischen Grundsätzen« (z.B. ebd.: 49) und der Methode der negativen Dialektik und widerspricht dieser sogleich wieder (vgl. Adorno 1966/2003: 58). »Der Vorrang des Inhalts äußert sich als notwendige Insuffizienz der Methode.« Diese »legitimiert sich allein in der Durchführung, und dadurch wird Methode wiederum negiert« (Adorno 1966/2003: 57). Tiedemann sieht in der Thematisierung von Methode, dass Adorno Zugeständnisse machen wollte, um gleichzeitig »unentwegt die eigene Absicht zu sabotieren« (Tiedemann 2003: 338). Ich lese seine häufigen Bezugnahmen auf die Methode der negativen Dialektik in seiner Vorlesung ebenfalls als Zugeständnis, aber weniger an wissenschaftlichen Usus als an die Hörer_innen, die ihm in vertrauten Begriffen möglicherweise leichter folgen können. Gleichzeitig öffnet Adorno damit aber auch einen ersten Weg, Methode in anderer und weiterer Weise zu verstehen, als zu seiner Zeit noch gemeinhin üblich war. Dialektik kann allerdings nicht einfach als Verfahrensweise expliziert werden. Steinert spricht davon, dass dialektisches Verstehen selbst »keine ›Methode‹, kein klappernder Algorithmus [ist], den man nur genau befolgen müßte, damit unten die ›Wahrheit‹ herausfällt« (Steinert 1998a: 53). Von einem solchen Methodenbegriff seien vor allem jene begeistert, die eine Faszination in Zahlen, Tabellen und komplizierten Rechenmethoden fänden.

Es gibt einige Überlegungen, die zwar auch Adornos Methodenkritik aufnehmen, dennoch aber versuchen, seine Methode weiterzudenken. Bonß hat bereits 1983 Ansätze diskutiert, wie aus Adornos Werken ein »forschungspraktisch handhabbares Methodenverständnis« expliziert werden könnte (Bonß 1983: 202), und betont ausdrücklich, dass Adornos Vorgehen nicht unter abstrakte methodologische Regeln pressbar sei (vgl. ebd.: 211). Die Methoden blieben fragmentarisch, unsicher und vorläufig, was Bonß nicht zuletzt mit Adornos Bezugnahme auf die Psychoanalyse begründet (vgl. ebd.: 215). Nicht nur bei Bonß wird immer wieder betont, dass Adorno empirische Forschung nicht ablehnt, aber einen anderen Umgang mit dem etablierten Methodenarsenal und die »Ersinnung neuer Verfahren« (ebd.: 211) einfordert. Wussow schließt sich Bonß weitgehend an, bezweifelt aber, dass Adornos Denken »in ein methodisch gestütztes wissenschaftliches Verfahren hätte münden können bzw. sollen« (Wussow 2007: 183, Hervorhebung i. Orig.), zu sehr sei die Haltung Adornos in Dissidenz zu den Positivisten zu sehen. Wussow lehnt dement sprechend eine methodische Ausformulierung Kritischer Theorie ab, will aber den Faden dennoch aufnehmen und ein Methodenverständnis nachzeichnen,

»das auch jenseits unkomplizierter forschungspraktischer Handhabbarkeit eine – wenn auch problematische – Stringenz gewinnt« (ebd.: 183). Er attestiert Adornos Denken zugleich eine Komplexität, die es im Forschungsalltag eigentlich unbrauchbar mache: »Für die durchschnittliche Forschungspraxis scheint dialektische Logik zu komplex zu sein« (Wussow 2007: 14) und die Überlegungen gelangen daher – wovor Adorno gewarnt hat – doch meist wieder zu der Vereinfachung, »dass jedes Ding seine zwei Seiten hat« (Adorno 1951/1980: 280). Davon dürfe man sich aber nicht irritieren lassen, »denn Adornos Dialektik ist nicht auf direkte Umsetzung in Forschungsoperationen angelegt« (Wussow 2007: 14). Wussow will vor diesem Hintergrund methodische Aspekte herausarbeiten und versucht, sie »zugleich gegen unangemessene Methodologisierungen abzugrenzen« (ebd.: 22). Sein »zentraler« Ansatz ist, die Rolle der Deutung bei Adorno zu rekonstruieren. Dennoch bleiben Wussows Ausführungen für mein Vorhaben zu sehr Adorno interpretierend, statt darüber hinauszugehen und methodische Ansätze zu generieren.

Wenn die Methoden Adornos thematisiert werden, dann verbleiben diese meist eher in einer Referierung und Interpretation seiner Gedankengänge, ohne jedoch den Versuch zu unternehmen, genauere methodologische und methodische Überlegungen anzustellen und nach der Bedeutung für die (heutige) Forschungspraxis zu fragen. Mit unterschiedlichen Gewichtungen wird dabei häufig der eine oder andere Teilaspekt herausgegriffen und als »der Zentralste« herausgestellt. Was aber »das Zentralste« ist, darüber sind die Meinungen geteilt. Bei Heidbrink (2004) ist es die Verbindung von Nichtidentischem und sinnlicher Erfahrung, bei Wussow (2007) die Deutung, bei Bartonek (2011) der Konjunktiv, bei Müller (2008, 2011) die Frage des Widerspruchs. Adorno würde solche Schwerpunktsetzungen – in Anlehnung an seine Worte zum Ernst der Philosophie – vermutlich widersprüchlich kommentieren: »Xxx ist das Zentralste überhaupt, aber so zentral auch wieder nicht.« Einen Einzelaspekt herauszugreifen kann meines Erachtens nie adäquat sein, charakterisiert doch erst das Zusammenspiel des Vielen eine negative Dialektik. Andere wiederum versuchen, aus der Negativen Dialektik nur eine Methode im engeren Sinn zu gewinnen, und verlieren dabei die inhaltliche und gesellschaftliche Einbettung. Beispielsweise stellt Kohler die Gesellschaftskritik Adornos als überholt dar und reduziert seine Bedeutung auf Verfahrensweisen für ästhetische Fragestellungen, die er aber umso mehr in einem Gestus unkritischer Verehrung referiert (vgl. Kohler 2008). Diese Reduktion negiert das gesellschaftskritische Interesse Adornos und widerspricht der von Adorno selbst immer wieder betonten Notwendigkeit der Einheit von Inhalt und Methode.

Trotz vorhandener Ansätze und empirischer Explikationen fehlt aus meiner Sicht ein nachvollziehbarer und explizit ausformulierter Entwurf, wie negativ-dialektisches Denken »angewendet« werden kann, insbesondere für Theoriebildung. Ich gebe mich nicht mit Wussows Einwand zufrieden, solches

Denken sei zu komplex, um forschungspragmatisch genutzt zu werden (vgl. Wussow 2007: 14), denn dies hieße, dass sich kritische, negativ-dialektische Forschung selbst aus dem aktuellen Wissenschaftsbetrieb herausnimmt und das Feld – forschungspragmatisch – anderen überlässt. Dass nur ein weit gefasster Methodenbegriff zur Anwendung kommen kann, steht außer Frage, und es gilt, ganz besonders darauf zu achten, den materialen Gehalt Kritischer Theorie ausreichend zu berücksichtigen. Entlang dieser Vorgaben stellt sich für mich die Frage, wie Grundsätze der Kritischen Theorie, insbesondere jener von Adorno, ins (theoretische) Denken überführt werden können.

Ideologiekritik und Dialektik enthalten noch am ehesten Anklänge einer spezifischen Methode Kritischer Theorie und werden auch als solche benannt, auch wenn keine konkreten Verfahrensweisen damit verbunden sind (vgl. z.B. Keckiesen 1992; Demirović 1999). Selbst wenn die kritisch-theoretische Weigerung der Explikation nachvollziehbar ist, die damit argumentiert wird, dass Methode und Inhalt nur eins werden, wenn die Methode nicht extrahiert, sondern im Vollzug sichtbar wird (vgl. Adorno 1966/2003: 57; Naehler 1984b: 184), so fehlen doch nachvollziehbare und anwendbare Vorgehensweisen dieses Tuns. Dies erschwert den Zugang zu diesen Verfahren, scheinen sie doch ein breites Wissen und ein grundlegendes Verständnis zu verlangen, das nicht einfach über »Methodenhandbücher« zu erschließen ist. Gerade darin liegen aus meiner Sicht aber auch Stärken. Zum einen werden Forschende herausgefordert, sich ein grundlegendes Verständnis zu erarbeiten – was bei jeder Methode erforderlich wäre, aber über Anwendungsanweisungen »umgangen« werden kann. Zum anderen lässt ein solcher Zugang Offenheiten, eigene Wege zu gehen, und verhindert bis zu einem gewissen Grad, in instrumentelle und formale Handlungsmuster zu verfallen, was einer kritischen Denkweise entgegenstehen würde. In meiner Forschung stellt sich mir dennoch zum einen die Frage, mit welchen Methoden Theoriebildung überhaupt erfolgt, und zum anderen, welche Methoden sich aus negativ-dialektischem Denken explizieren lassen, ohne in instrumentelle, unreflektierte Anwendungen zu verfallen.

3.2 DAS WAS UND DAS WIE VON KRITISCHER KRITIK UND KRITISCHER REFLEXION

Negativ-dialektisches Denken ist nicht ohne Grundvoraussetzungen zu bewerkstelligen. Theorieentwicklung, insbesondere eine, die sich nicht auf empirische Verfahren stützt, erfordert zunächst, sich Gedanken über das Denken zu machen. Denken ist ein Vorgang, der sich nicht von selbst in einer bestimmten Art und Weise einstellt, sondern von spezifischen Bedingungen, unter anderem historischen Gegebenheiten und Dispositionen der Forschenden, umgeben und beeinflusst ist, die es zu ergründen gilt. Kritische Kritik und kritische

Reflexion sind, wie bereits ausgeführt, wesentliche Grundlagen der Kritischen Theorie, auf deren Unerlässlichkeit gepocht wird. Obwohl in kritischen Auseinandersetzungen als Anforderung ständig präsent und vielfach erwähnt, sind jedoch kaum Auskünfte darüber ausfindig zu machen, *wie* solche Kritik und Reflexion erfolgen kann. Weder gibt es hinreichende Anhaltspunkte, wie kritisches und reflexives Denken herausgebildet werden kann, noch finden sich »Anleitungen« für diese spezifische Betrachtungsweise. Vorhandene Spuren geben aber Hinweise darauf, die ich aufgreife und weiterdenke, um in ersten methodischen Überlegungen dem Anspruch zu folgen, Denken und Verhältnisse in Bewegung zu bringen.

3.2.1 Vorangestellt: Denken

Voranzustellen – weil Voraussetzung für jeden weiteren hier noch vorzunehmenden Schritt – sind einige Überlegungen zum Denken selbst. Ich verstehe Denken nicht als in der Gehirnforschung nachzuweisendes Feuerwerk von Nervenimpulsen und Botenstoffen, die in der Frage nicht weiterhelfen, wie kritisch und reflexiv gedacht werden kann. Vielmehr sehe ich Denken als Weg und Vorgehensweise, bestimmte Sachverhalte, Begriffe und Prozesse gezielt in einer bestimmten Art und Weise zu handhaben. Aber: »Mit dem Denken über das Denken ist es seit je eine merkwürdige Sache gewesen« (Guzzoni 2003: 120). Die Seltsamkeit, das Denken selbst zu einem Gegenstand des Denkens zu machen, paart sich mit der Eigenart, dass dieses Nachdenken über das Denken vielfach das Vorgehen legitimieren soll. »Es ist, als scheue sich das Denken, geradehin einfach nur anzufangen, als bedürfte es zu seinem Auftreten einer eigenen Legitimation und Erklärung« (ebd.). Mir geht es in den folgenden Ausführungen aber nicht um Legitimierung, sondern um die Suche nach Ansatzpunkten, inwiefern Denken eine wichtige und zentrale methodische Navigationsstütze sein kann.

Denken ist für Adorno bereits ein Verhalten, eine Form von Praxis (vgl. Adorno 1969a/1977, 1969b/1977) und trägt in sich den Hang zum Denken: »Das Bedürfnis im Denken will aber, daß gedacht werde« (Adorno 1966/2003: 399). Denken ist nicht neutral zu vollziehen und kein autonomer Prozess, sondern erfolgt in jenen Bahnen, die die biographische Lebenswelt der Denkenden und die aktuelle Gesellschaft zulässt. Die Bahnen sind nicht allein durch Begrenzungen inhaltlicher Art bestimmt, auch wenn sich manches in einer historisch spezifischen Situation eben nicht oder nur schwer denken lässt (vgl. Steinert 1998c: o.S.). Meyer-Drawe formuliert, Adorno aufnehmend, dass »dem Denken vollständige Autonomie vorenthalten [bleibt], weil es über das Was des Gedachten eingebunden bleibt in eine dichte Erfahrungswelt voller heteronomer Bestimmungen« (Meyer-Drawe 1990: 64). Darüber hinaus sehe ich Einschränkungen aber auch im Wie des Denkens. »Adornos Kritik erweist

sich als radikal, indem sie beim Denken als Vermögen ansetzt, nicht erst bei dessen Resultaten« (Marini 2008: 13). Ideologiekritik führt vor Augen, dass nicht alles ist, wie es scheint, dass noch mehr sichtbar gemacht und denkbar werden kann. Gesellschaftliche Interessen formen und deformieren unser Denken, obwohl hinter dem Schein angeblicher Notwendigkeiten und quasi naturgesetzlicher Gegebenheiten noch andere Möglichkeiten lauern. In diesem Sinn meint deformiert nicht, dass ein universelles ontologisches Richtiges, nicht Verformtes existiert und nur »befreit« werden muss, sondern das Denken ist deformiert, weil seine aufgrund der aktuellen historischen Gegebenheiten bereits in ihm wohnenden Möglichkeiten verborgen und unentfaltet bleiben. Ideologiekritik ist daher auch die »Kritik des konstitutiven Bewußtseins selbst« (Adorno 1966/2003: 151). Und doch ist unser Denken in hohem Maß unfähig, sich aus vorherrschenden Schemen zu lösen. »Das traditionelle Denken und die Gewohnheiten des gesunden Menschenverstandes, die es hinterließ, nachdem es philosophisch verging, fordern ein Bezugssystem, ein frame of reference, in dem alles seine Stelle finde. Nicht einmal allzuviel Wert wird auf die Einsichtigkeit des Bezugssystems gelegt – es darf sogar in dogmatischen Axiomen niedergelegt werden –, wofür nur jede Überlegung lokalisierbar wird und der ungedeckte Gedanke ferngehalten« (ebd.: 43). Reflexionen hätten nun die Aufgabe, »eben diese Assimilation des Geistes an das herrschende Prinzip [...] zu durchschauen« (ebd.).

Denken, obwohl gesellschaftlich eingebettet, kann über das Gegebene hinausgehen, allein, weil das Gegebene diese Möglichkeit bereits impliziert. Dies erfordert für Adorno, gedanklich in die Tiefe zu gehen, sich nicht mit Nächstliegendem zufrieden zu geben, sondern nachzubohren (vgl. Adorno 1965-66/2003: 150; Adorno 1958/1974: 18f.) und zu versuchen, über Seiendes hinauszudenken und spekulativ zu denken, trotz der Gefahr des falschen Gedankens (Adorno 1965-66/2003: 131), denn spekulatives Denken versucht sich vom Seienden zu lösen. Adorno entdeckt darin Momente von Freiheit, mag sie auch noch so klein sein, die für ihn das »Glück des Denkens« ausmachen (vgl. Adorno 1965-66/2003: 158). Das Denken ist zu verflüssigen und es sollte »so sehr gegen die Fassade angehen, soweit sich bewegen, wie ihm möglich ist« (Adorno 1966/2003: 243). Der speulative Überschuss ist von utopischen Ahnungen eines Besseren durchdrungen: »Ich meine, daß man überhaupt nicht einen richtigen Gedanken denken kann, wenn man nicht das Richtige *will*; das heißt, wenn nicht hinter diesem Gedanken, als die eigentliche ihn beseelende Kraft, das steht, daß es richtig sein soll [...]. Denn Denken selbst ist ja immer auch eine Verhaltensweise« (Adorno 1965-66/2003: 82f.; vgl. auch Adorno 1963/1996: 13). Um über das Unbefragte hinausgehen zu können, darf sich der Gedanke nicht auf dem Gegebenen ausruhen – »das ist genau das, dem das Denken eigentlich widerstehen sollte« (ebd.). Und: »Worin der Gedanke hi-

naus ist über das, woran er widerstehend sich bindet, ist seine Freiheit« (Adorno 1966/2003: 29).

Mit dem Denken über das Denken eng verbunden sind Fragen der Vernunft und der Rationalität. Obwohl in der Kritischen Theorie von fundamentaler Bedeutung und einer umfassenderen Betrachtung wert, streife ich die Diskussion nur kurz, um zumindest auf die Einbettung des Denkens in umfassendere ontologische Verständnisse und gesellschaftliche Verhältnisse aufmerksam zu machen. Vernunft wird in der Kritischen Theorie als gesellschaftlich vermittelt gedacht. Horkheimers und Adornos Kritik am Vernunftbegriff von Kant streicht zunächst die Unmöglichkeit heraus, dass Menschen in der derzeit verfassten Welt im Kant'schen Sinn vernünftig sein können. »Vernünftig ist der Mensch für Kant, soweit er sich von empirischen Einbindungen, Abhängigkeiten und Eigeninteressen zu lösen vermag« (Schäfer 2004a: 19). Hingegen bestehen Horkheimer und Adorno (und auch andere) darauf, dass der Mensch sich aus diesen Verhältnissen nicht herauslösen kann, vielmehr erst durch diese Bedingungen zu dem wird, was er/sie ist. Damit verbunden ist entsprechend die Kritik am Kant'schen Ideal einer »reinen« Vernunft, die universell und ahistorisch jenseits gesellschaftlicher Einbindungen existiert. Adorno greift Hegels Einwand in diese Richtung auf, kritisiert aber (in Einklang mit Marx) am Hegel'schen Konzept, dass dieser die Wirklichkeit bereits als vernünftig apostrophiere, was eingreifende, verändernde Kritik verunmöglicht (vgl. Koneffke 1999: 305; Schäfer 2004a: 19ff.). Vernunft ist demnach zugleich in der Realität vorhanden – es existiert ein Begriff von Vernunft – und gleichzeitig nicht vorhanden – Vernunft ist nicht so verwirklicht, wie es möglich wäre, vielmehr hat die existierende Vernünftigkeit neue Unvernunft hervorgebracht.

In der »Dialektik der Aufklärung« rechnen Horkheimer und Adorno mit dem bürgerlichen instrumentellen Vernunftbegriff ab (vgl. Horkheimer/Adorno 1969/1988; Steinert 2007a: 18f.) und verweisen auf die prinzipielle Inhaltsleere des Vernunftbegriffs und dessen herrschaftskonstituierende und -stabilisierende Verwendung. Man könne daher nicht davon absehen, wer Vernunft anwende, denn damit verändere sich dessen Bedeutung (vgl. Horkheimer/Adorno 1969/1988: 94ff.). Für Marx gründet »Vernunft [...] ausschließlich im Vermögen *der einzelnen lebendigen Menschen*, die ihr Leben miteinander, als *gesellschaftliches*, selber produzieren und indem sie es tun« (Koneffke 1999: 306, Hervorhebung i. Orig.). Auch Adorno versteht Vernunft dem folgend als gesellschaftlich vermittelt, nicht loszulösen aus den Verhältnissen, den gesellschaftlichen Bedingungen und aktuell historischen Realitäten (vgl. Schäfer 2004a: 19ff., 30f.). Vernunft erhält in der Aufklärung eine widersprüchliche Bedeutung. Berufung auf Vernunft ist wesentliches Element gegen den Feudalismus, wobei in der Realisierung dieser Gestus dann aber reduziert wird und so im Begriff aufbewahrt bleibt: »Berufung aufs Vernunftvermögen qualifiziert

die antifeudalistische Kritik als *spezielle Herrschaftskritik*. [...] Das Vernunftvermögen fundiert den Anspruch auf Selbständigkeit überhaupt. Vernunft ist das *Prinzip der Kritik von Herrschaft schlechthin*« (Koneffke 1999: 317, Hervorhebung i. Orig.).

Mit der Einsetzung der Vernunft als Prinzip der möglichen Herrschaftskritik etabliert die bürgerliche Gesellschaft ungewollt ein Prinzip, das sich gegen sie selbst wendet. »Die Ermächtigung des Subjekts muß im Schaffen der Voraussetzungen antifeudalistischer Herrschaftskritik die Vernunft beanspruchen und damit prinzipiell auch bürgerliche Herrschaft der Kritik überantworten« (Koneffke 1999: 318). Gleichzeitig wird bürgerliche Mündigkeit – eng mit diesem Vernunftbegriff gekoppelt – dazu etabliert, sich der bürgerlichen Herrschaft zu unterwerfen. Horkheimer und Adorno entblößen die in der Aufklärung durchgesetzte und verwahrte Vernunft als funktionalistisch und instrumentell. Im Versuch, sich der Natur zu entziehen, diese zu unterwerfen und zu beherrschen, erhebe sich solcherart Ratio über die äußere und innere Natur. Verstand, Logik, mathematische Wissenschaftlichkeit gebieten über Irrationalität, Leiblichkeit, Emotion, Erfahrung. In der Absolutsetzung eines solchen Vernunftbegriffes wird dementsprechend alles als irrational tituliert, was dieses Tabu, den gezogenen »magischen Kreis« überschreitet. »Naturbeherrschung zieht ihren Kreis, in den Kritik der reinen Vernunft das Denken bannte« (Horkheimer/Adorno 1969/1988: 32). Horkheimer und Adorno sprechen von einer daraus folgenden Verarmung des Denkens und der Erfahrung: die »Trennung beider Bereiche lässt beide als beschädigte zurück« (vgl. ebd.: 42). Positivismus, »Richteramt der aufgeklärten Vernunft« (ebd.: 32), reduziert Denken auf Klassifizieren, Einordnen, Unterordnen des Besonderen unter allgemeine Prinzipien. Diese mathematische Verfahrensweise »macht das Denken zur Sache, zum Werkzeug, wie sie es selber nennt« (ebd.), führt zu einer Anpassung des Denkens ans Tatsächliche und zugleich zu einer »Unterwerfung aller Seienden unter den logischen Formalismus« (ebd.: 33). »Kein Sein ist in der Welt, das Wissenschaft nicht durchdringen könnte, aber was von Wissenschaft durchdringen werden kann, ist nicht das Sein« (ebd.: 32). Der Umschlag der Aufklärung in Mythologie erfolgt, indem die vernünftig gesetzte Ordnung keine Nachfrage zulässt, sondern sich zur Wahrheit, zum Gesetz erhebt, nur Oberfläche abbildet (vgl. ebd.: 33). Vernunft wird »zum bloßen Hilfsmittel der allumfassenden Wirtschaftsapparatur« (ebd.: 36). Vernunft und Verstand/Rationalität werden in der instrumentellen Verwendung gleichgesetzt, Unterscheidungen werden eliminiert, nicht zuletzt, um sogenannte Irrationalitäten und Einzelerfahrungen auszusondern.

Böhme und Böhme verfolgen diesen Gedanken weiter, indem sie nachzeichnen, weshalb unter anderem durch Kant das »Andere der Vernunft« ausgeschlossen wurde. Dieses Andere, Irrationale, Leibliche, Natürliche wollen sie nun zurückholen, indem sie ein neues Selbstverständnis der Vernunft argu-

mentieren, »die weiß, daß sie nicht das Ganze ist« (Böhme/Böhme 1985: 24). Gerade mit dem Geltendmachen des Anderen zur Vernunft bleiben Böhme und Böhme jedoch darin verhaftet, dieses Andere nicht als Vernünftiges denken zu können, und bleiben damit in einer rationalistischen Vernunft. Diesen Wandel einer Entwicklung eines nur noch rational verstandenen Vernunftbegriffs zeichnet Gloy (2001) nach, aber auch sie bleibt beim Anderen der Vernunft als etwas von dieser Getrenntem. Hingegen trennen Horkheimer und Adorno das Andere nicht ab. Im Gegensatz zur Kritik von Böhme und Böhme äußert sich darin aber keine Täuschung über Vernunft als ein Ganzes (vgl. Böhme/Böhme 1985: 12), sondern Vernunft wird dialektisch und zumindest potenziell, das heißt jenseits eines instrumentellen Verständnisses, als vielfältig betrachtet, ebenso rational wie irrational, ebenso denkend wie fühlend. Guzzoni differenziert ebenso zwischen Vernunft und Rationalität. Letztere verfährt analysierend, argumentierend, kategorisierend, während eine neu festzumachende Vernunft – so ihr Anliegen – in engem Verhältnis zu Sinnlichkeit steht und nicht versucht, das zu Betrachtende zu kontrollieren und zu unterwerfen (vgl. Guzzoni 2003: 100ff.).

Die Vernunftkritik und die kritische Diskussion von Kant sind – wie insgesamt die Erkenntnisse aus der »Dialektik der Aufklärung« – in der Erwachsenenbildung weitgehend folgenlos geblieben, vielleicht auch vergessen worden. Stattdessen bleibt nur eine unkritische, aufklärerische Geste übrig. Kants Forderung, sich selbst mittels Vernunft aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien, ist viel zitiert und wird in der Erwachsenenbildung vielfach als Rechtfertigung bemüht, ohne dessen Implikationen und Kants weitere Ausführungen dazu ausreichend zu beachten, wiewohl kritische Bildungswissenschaft darauf immer wieder hinweist. Stattdessen wird unkritisch und unreflektiert an diesem Satz festgehalten. »Der an Aufklärung und gesellschaftlichem Fortschritt orientierten Emanzipationspädagogik wurde zu Recht vorgehalten, daß sie es versäumt habe, danach zu fragen, was die Pädagogik selber zur Dialektik der Aufklärung mit beigetragen habe« (Krüger 1999: 175). Ribolits hingegen verfolgt dieses Problem, dass das vielbemühte Kant'sche Zitat aus dem Zusammenhang gerissen ist, und macht deutlich, dass Kant beileibe keine vollständige Nutzung dieser Vernunft proklamiert, sondern sie sich sogar verbietet, wo es um Kritik oder Widerstand gegen die bürgerliche Herrschaft geht (vgl. Ribolits 2009, 2011).

Wie kann aber nun unter solchen Bedingungen kritisch gedacht werden? Weiterhin ist die Antwort darauf ausständig und muss es noch (vielleicht sogar auf Dauer) bleiben. Adorno selbst stellt für Philosophie und Dialektik fest, dass sie davon leben, sich gedanklich diskursiv zu entwickeln (vgl. Adorno 1966/2003: 44; Honneth/Menke 2006b: 4f.). Steinert beschreibt, dass Adorno seine Gedankengänge nicht »verkaufen«, sondern sie nachvollziehbar machen wolle. »Es kommt nicht auf ein ›Ergebnis‹ an, das man getrost nach Hause

tragen könnte, sondern es geht um eine denkerische Auseinandersetzung mit Erfahrungen von Welt« (Steinert 2007b: 230). Dementsprechend wird bei Adorno seine entdeckende, entwickelnd denkerische Tätigkeit besonders betont. Pongratz führt mittels einer solchen Art des Denkens »Neulinge« in bildungswissenschaftliche Theorie ein: »Ich möchte Sie hineinnehmen in *das bewegte Denken dynamischer Widerspruchslagen*« (Pongratz 2010b: 22, Hervorhebung i. Orig.). Er vollzieht dies, indem er z.B. anhand zentraler pädagogischer Begriff wie Bildung und Erziehung zunächst mögliche Definitionen, Deutungen, Verständnisse referiert und diese dann gegen den Strich bürstet, indem er die Leerstellen, die unberücksichtigten Komplexitäten, nicht beachtete größere Zusammenhänge hervorhebt und eine kritische Wendung der Begriffe herausfordert. Er verweist auf den Wunsch der »Einsteiger ins Feld«, Klarheiten zu gewinnen, Definitionen zu erhalten, an denen sich ein sicherer Weg für das Denken und Handeln finden lässt (vgl. ebd.: 14), und demaskiert diesen Wunsch als »Spielmarken-Vorstellung« eines kritisch-rationalistischen Wissenschaftsverständnisses mit klaren, ahistorischen, eindeutigen, widerspruchsfreien und intersubjektiv nachprüfbar Begriffen (vgl. ebd.). Aber nicht nur »Neulinge« sind dieser Auffassung verhaftet, sondern weite Teile der Wissenschaft halten an diesen Prinzipien fest, und das aktuelle gesellschaftliche Bild von Welt spiegelt insgesamt dieses bürgerliche Vernunft- und Wissenschaftsverständnis wider, ist davon geformt. Die tiefe Einprägung in das Denken lässt sich individuell und subjektiv reflexiv nachvollziehen.

Reflexion erfordere »auch gegen sich selbst [zu] denken« (Adorno 1966/2003: 358), aber ich stelle die Frage: Wie denkt man gegen sich selbst? In unauflöslichen Widersprüchen zu denken führt zu schwer ertragbaren Verknüpfungen, die nach Auflösung heischen. Das Denken orientiert sich üblicherweise an Identitäten von Begriffen und Sachverhalten. Aber: »Denken, das an Identität irre ward, kapitulierte leicht vor dem Unauflöslichen und bereitete aus der Unauflöslichkeit des Objekts ein Tabu fürs Subjekt, das irrationalistisch oder szientifisch sich bescheiden, nicht an das röhren soll, was ihm nicht gleicht, vorm gängigen Erkenntnisideal die Waffen streckend, dem es dadurch noch Respekt bekundet« (Adorno 1966/2003: 163). Dem nachzugeben ist wenig befriedigend und es droht das schon erwähnte Risiko des Abgleitens ins Beliebige der offenen Gedanken (Adorno 1966/2003: 45). Wie aber kann in Widersprüchen gedacht werden und wie lassen sich diese ertragen? Wie können wir dynamisch denken und »Kausalnetze« erfassen, statt in »Kausalketten-Denken« zu verfallen? Sind wir zu »beschädigt« (Adorno 1966/2003: 345) für Vorstellungen eines anderen Denkens? Lavagno beschreibt in seinem Entwurf einer »Ataxiologie«, die »auf ein Denken jenseits der Ordnung zielt« (Lavagno 2012: 205), immer wieder Angst als Motiv zur Aufrechterhaltung von Ordnungsdenken in klaren Begriffen, hierarchischen Strukturen etc. Ein Denken jenseits der Ordnung sucht Lavagno unter anderem in einer Konzeption, die in

weiten Teilen an Philosophien Adornos und dekonstruktiver Theoretiker_innen ansetzt. Ein Denken jenseits begrifflicher Ordnung sei eigentlich nicht denkbar (vgl. ebd.: 211) und dennoch öffnen sich Risse, wo der Versuch unternommen werden kann, »unnötige Reduktion von Komplexität zu vermeiden«, Differenz, Dissonanz und Subversion vor Identität, Harmonie und Ordnung zu stellen (vgl. ebd.: 213). Dazu muss zunächst der Unordnung das Beängstigende genommen werden. Lavagnos Arbeit besticht durch inspirierende Überlegungen und genaue Analysen von »unordentlichen« Ansätzen, bleibt aber – obwohl selbst als Ansatz zwischen Kritischer Theorie und Dekonstruktion bezeichnet – doch zu sehr in Letzterer und in Mikropolitiken verhaftet.

Einige greifbarere Hinweise auf kritische Formen des Denkens finden sich hingegen bei Steinert. Zwar auf empirische Forschung bezogen, meines Erachtens aber für theoretische Denkprozesse genauso fruchtbar, fasst er aus anderen Methodenanleitungen für sich »Klugheits- und Handwerks-Regeln der Interpretation« (Steinert 1998a: 65) zusammen: »Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen« (Steinert 1998a: 46, 65ff.), und er bedauert noch: »Schade, daß mir das nicht früher eingefallen ist« (Steinert 1998c: o.S.). Genau hinsehen erfordert, nicht in alltäglich übliches, schnelles Klassifizieren zu verfallen, wobei Einzelheiten unausweichlich vernachlässigt werden, sondern stattdessen gezielt den Blick zu öffnen. Steinert empfiehlt, sich dafür ein paar Regeln zurechtzulegen (vgl. Steinert 1998a: 65). Für die Theorieentwicklung könnten dies z.B. formulierte Fragen sein nach Art von: Lassen sich die Überlegungen auch anders an- und/oder zuordnen? Oder: Was schließt ein bestimmter Begriff möglicherweise aus? Geduldig nachzudenken erfordert laut Steinert, sich Zeit zu lassen. Solche Überlegungen formulierte Adorno in seinen »Anmerkungen zum philosophischen Denken«, in denen er einfordert, sich mit Geduld auf die Sache einzulassen, einen »langen und gewaltlosen Blick auf den Gegenstand« zu richten und: »Das aktive Moment des denkenden Verhaltens ist die Konzentration« (Adorno 1969b/1977: 602). Nachdenken ist »erweiterte Konzentration« (ebd.: 604), es ist nicht einfach ein »Drauflosdenken«, sondern ein Denken »an etwas« (ebd.: 607), also auf eine bestimmte Sache gerichtet. Adornos Zugang will das Denken davor bewahren, in völlig offene Kontemplation abzugeleiten, aber auch davor, vorschnell identifizierend und damit begrenzend Gedanken bestehenden unzureichenden Kategorisierungen zu unterwerfen (vgl. Guzzoni 2003: 117ff.). Gedanken von Walter Benjamin ähneln, aufgrund des engen Kontakts vermutlich nicht zufällig, jenen von Adorno: Eine fruchtbare Skepsis »ist dem tiefen Atemholen des Gedankens zu vergleichen, nach dem er ans Geringste sich mit Muße und ohne die Spur einer Beklemmung zu verlieren vermag« (Benjamin 1925/1991: o.S., Erkenntnikritische Vorrede, Hervorhebung D.H.). Geduld, lange Blicke, Muße und Atemholen sind allerdings jene Momente, die der aktuelle Wissenschaftsbetrieb fast nicht zulässt. Für Steinert besteht geduldiges

Nachdenken unter anderem aus einem »Einnehmen verschiedener Perspektiven« und aus Bezügen zu möglichst weit hergeholt Vergleichen (Steinert 1998a: 66). Sich nicht dumm machen zu lassen – eine auch von Adorno und Horkheimer immer wieder benutzte Phrase –, erfordert ein »Mißtrauen gegen die gesellschaftlichen Vorgaben« (ebd.), wofür die Reflexion eigener Vorannahmen und emotionaler Besetzungen geeignete Vorgänge sind, um im Denken verborgene gesellschaftliche Normen sichtbar zu machen. Ausgangspunkte dafür können sowohl ideologiekritische Analysen als auch spontan auftretende Irritationen sein (vgl. ebd.).

Thompson beschäftigt sich ausgehend von einer Reflexion der eigenen Tätigkeit explorativ damit, wie konkrete subjektive Praxen der Theoriebildung aussehen könnten. Wesentlicher Ausgangspunkt ist für sie, dass Theorien, produziertes Wissen und konkrete Methoden die tatsächlichen Aktivitäten der Forschenden nicht abbilden, sondern als »fertiges«, vom Forschungssubjekt losgelöstes Ergebnis erscheinen, aus dem die Forschenden und deren Tun ausgelöscht sind (vgl. Thompson 2011: 450ff.). Im Theoretisieren (»Exercising Theory«) entstehen allerdings Beziehungen und laufen Vorgänge ab, die sich nicht im Ergebnis »Wissen« abbilden lassen, sondern an das Forschungssubjekt gebunden bleiben. Thompson beschreibt drei Verfahren, Theorie zu üben und zu betreiben: Unterstreichen (underlining), Nachdenken (contemplation) und Schreiben (writing). Mit dem Unterstreichen wird beim Lesen eine Beziehung zum Text hergestellt. Die Unterstreichung hebt nicht nur Textstellen für späteres Wiederauffinden hervor, sondern es beginnt ein Nachdenken mit dialogischem Charakter, quasi eine Art »Gespräch« mit der/dem abwesenden Autor_in. Mit dem Lesen beginnt ein Nachdenken (contemplation) mit und über das Gelesene. Es werden Verknüpfungen zum Vorwissen hergestellt und unterschiedliche Perspektiven eröffnet. Thompson beschreibt ihr Nachdenken als bewusste Auseinandersetzung mit dem Gelesenen, indem sie beispielsweise Begriffe aufnehme, diese mit- und gegeneinander denke, gezielt versuche, ihre bisherigen Gedanken und Vertrautheiten anhand des Gelesenen aufzulösen, und zu sehen, was dabei herauskommt. »A sudden shift or even intensification of perspective can also result in such a loss of familiarity« (ebd.: 452). Adorno hat allerdings Einwände gegen Kontemplation als ausschließlich ungebundenes Nachdenken: »Das Schlechte an der Kontemplation bis heute, der diesseits von Praxis sich genügenden, wie Aristoteles erstmals als *summum bonum* sie entwickelt hatte, war, daß sie gerade durch ihre Gleichgültigkeit gegen die Veränderung der Welt zum Stück bornierter Praxis: daß sie Methode und instrumentell ward« (Adorno 1966/2003: 242). Benjamin hingegen sieht im »unablässigen Atemholen [...] die eigenste Daseinsform der Kontemplation« (Benjamin 1925/1991: o.S.; Erkenntnikritische Vorrede). Kontemplation erfordert im Sinne Adornos aber eine Bindung an Praxis, an Realität und an einen Veränderungswillen. Hinsichtlich des Schreibens betont Thompson, dass

der Prozess des Schreibens vom Ergebnis des Geschriebenen zu unterscheiden ist, da im Schreiben selbst mehr passiert, als dann zu sehen ist. Thompson formuliert poetisch: »I give myself over to a particular self-directed train of thought« (Thompson 2011: 452). In einem Prozess werden Bedeutsamkeiten, Absichten, Gedankengänge erst erzeugt, wobei das Ergebnis trotzdem niemals alle Vorgänge während des Schreibens abbildet. Zum einen, weil dem Schreiben räumliche und zeitliche Grenzen gesetzt sind, und zum anderen, weil immer wieder innegehalten wird und im Wiederlesen des eigenen Textes erneut eine nichtschreibende, im Lesen distanzierende Haltung – nun zum eigenen Text – eingenommen werden muss. »At the heart of a text taking shape lies a history of thinking, which, in order to become a text, becomes invisible« (ebd.: 453). Hinter Theorien verbergen sich demnach vielfältige und komplexe Denkvorgänge und Bewegungen, die scheinbar unabhängig von bestimmten Methoden sind.

In einem dialektischen, kritischen Verständnis muss nun versucht werden, zu denken, was nicht denkbar ist, und gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, in die wir selbst verwoben sind, sind mit in den Blick zu nehmen. Das Denken »kann nicht definitorisch stillstehen und zu einem ›Ergebnis‹ kommen, das von nun an ›gilt. Es muß vielmehr das Herrschaftliche an [den] Abstraktionen untersuchen, ohne die aber überhaupt nicht gedacht werden kann, und sich also in komplizierten Kreisen und Reflexionsschläufen ›der Sache‹ nähern, die immer die gesellschaftliche Welt in ihrer herrschaftlichen Verfaßtheit und mit ihren (Un-)Möglichkeiten der Befreiung ist« (Steinert 1998a: 49), so Steinert über das Denken Adornos. Darin lauern Gefahren: »Gegens Risiko des Abgleitens ins Beliebige ist der offene Gedanke ungeschützt; nichts verbrieft ihm, ob er hinlänglich mit der Sache sich gesättigt hat, um jenes Risiko zu überstehen. Die Konsequenz seiner Durchführung aber, die Dichte des Gewebes trägt dazu bei, daß er trifft, was er soll« (Adorno 1966/2003: 45).

»Denken ist, an sich schon, vor allem besonderen Inhalt Negieren, Resistenz gegen das ihm Aufgedrängte [...], Auflehnung gegen die Zumutung jedes Unmittelbaren, ihm sich zu beugen. Urteil und Schluß, die Denkformen, deren auch Kritik des Denkens nicht entraten kann, enthalten in sich kritische Keime « (Adorno 1966/2003: 30).

Wie aber gelingt kritisches Denken? Wie lässt sich reflexiv denken?

3.2.2 Kritische Kritik: immanent, ideologie- und selbtkritisch

Kritisches Denken erfordert zunächst eine Vergewisserung, was unter Kritik zu verstehen ist, denn nicht jede Kritik ist kritisch im Sinn der Kritischen Theorie. Kritik und kritisches Denken sind beispielsweise wissenschaftlich selbstverständliche Praxen, indem Erkenntnisse immer wieder überprüft und hinterfragt werden, wie Detel anhand seiner bereits beschriebenen Systematik

von kritischen Wissenschaften in unterschiedlichen Ausprägungen deutlich macht (vgl. Detel 2007). Wenn also Kritische Theorie eine ganz spezifische Ausrichtung mit ihr eigenen Interessen und Denkweisen ist, müsste auch der Kritikbegriff spezifisch ausgeprägt sein. Sonderegger spricht von einer weitverbreiteten Trivialisierung von Kritik, wenn darunter nur das Fällen von Urteilen verstanden wird (vgl. Sonderegger 2009: 55f.; auch Masschelein 2003), obwohl auch darin »kritische Keime« (Adorno 1966/2003: 30) vorhanden sind. Adorno unterscheidet vielmehr zwischen kritischem Urteil, wenn also Kritiker_innen unter vorhandene Kategorien subsumieren und sich der Praxis enthalten, und Kritik als konkrete Praxis und Hinterfragung von Kategorien (vgl. Butler 2002: 222f.). Butler stellt zudem die Frage, ob Kritik überhaupt losgelöst von konkreten Bezugspunkten und von einer bestimmten Praxis absehend formuliert werden könne (vgl. Butler 2002: 221). Bünger zeigt das Problem auf, dass kritische Haltung häufig zu einem kritischen Habitus – ähnlich der Halbbildung – verkomme, der einer gründlichen, reflexiven Auseinandersetzung entbehre und sich damit von politischer Handlungsfähigkeit nicht nur entferne, sondern diese sogar stilllege (vgl. Bünger in Bierbaum/Bünger 2007: 158). Dammer formuliert: »Kritik, so ließe sich die pädagogische Adaptierung Adornos zuspitzen, wurde tendenziell von der theoretischen Anstrengung abgekoppelt und stand nicht länger in Spannung zum Betrieb, sondern war zu seinem Bestandteil geworden. Als curricular definiertes Bildungsziel trat Kritik die funktionale Nachfolge der Halbbildung an« (Dammer 1999: 190) und ist also als nützlich integriert, somit akritisch reduziert worden. Dies trifft aus meiner Sicht allerdings den Sachverhalt nur zum Teil, viel eher folge ich der Argumentation von Schäfer (und anderen), dass Kritik, Reflexivität, souveränes und autonomes Handeln essenzielle Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft und somit von vornherein Motor von kapitalistischen Entwicklungen und Fortschritt sind. Die Verfeinerung von Herrschaftsinstrumenten erfolgt dann systemlogisch zu einem großen Teil über die Absorption kritischer Opposition. So wurde beispielsweise der Ruf nach weniger entfremdeter Arbeit und nach mehr Selbstbestimmung im Arbeitsprozess in entsprechende Lean-Management-Konzepte eingegossen (vgl. Boltanski/Chiapello 2003). Kritik wird als kreatives Potenzial integriert, das jeglicher Herrschaftskritik enthoben ist. Sie ist Voraussetzung und Antrieb kapitalistischer Entwicklung und trägt dazu bei, die Verhältnisse auf höherem Niveau zu reproduzieren. »So kann sich die bürgerliche Gesellschaft auch mit der Kritik noch arrangieren, wenn diese nämlich zu einem Katalysator ihrer permanenten Modernisierung und Selbstrevolutionierung wird« (Demirović 2008: 26). Kritik wird damit sogar eine Regierungstechnologie (vgl. ebd.: 30). Diesen Absorptionsmechanismen werde ich im Zusammenhang mit dem ebenso kapitalistisch verwertbaren Widerstand noch weiter nachspüren (vgl. Kapitel 6.2.3).

Unter den beschriebenen Bedingungen gilt: »Man kann dann nicht mehr unterscheiden, ob die Individuen mit ihrer souveränen Entscheidung sich kritisch oder angepasst verhalten« (Schäfer 2004a: 16). Es bedarf also eingehenderer Klärungen, von welcher Kritik die Rede ist. Demirović plädiert dafür, dass der Begriff der Kritik »reflexiv radikalisiert werden« muss (Demirović 2008: 26), um weder zu statisch noch zu dynamisch, weder zu offen noch zu geschlossen verstanden zu werden. Eine solche Radikalisierung sollte sich meines Erachtens auch sprachlich niederschlagen. Ich wehre mich aber mit Nachdruck dagegen, Begriffe von vornherein zu verwerfen, nur weil sie vom einmal vorhandenen kritischen Gehalt »befreit« wurden. Stattdessen plädiere ich für eine Prüfung einer möglichen Rückgewinnung, einer neuerlichen Besetzung der Begriffe mit kritischen Inhalten. Diese kritische Wendung von Begriffen kann beispielsweise zunächst mit Attributionen zum Ausdruck gebracht werden, die nach (zu erwartender) neuerlicher Absorption dann wieder neu gesetzt werden. Steinert beschreibt für die Reflexion die Problematik, dass inzwischen sogar Ideologie reflexiv geworden sei, daher der Reflexionsgrad hinaufzuschrauben sei und zwischen »affirmativer« und »kritischer« Reflexivität unterschieden werden müsse (vgl. Steinert 2007a: 202). In diesem Sinn – und nicht in der als angebliche Tautologie diffamierten Form (vgl. Adorno 1969b/1971: 146) – meine ich, wenn ich von Kritik spreche, immer kritische Kritik.

In der bürgerlichen Gesellschaft wird festgelegt, wer Kritik üben »darf« und wer nicht. Alle anderen werden als Querulant_innen diffamiert (vgl. Adorno 1969a/1971: 14f.) und deren Kritik, die (noch) nicht als Motor für kapitalistische Entwicklung nutzbar ist, als irrational und irrelevant abgetan. Kritik ist für Demirović dann auch doppelt riskant: Zum einen setzen sich Kritiker_innen mit ihren Aktivitäten Risiken aus, zum anderen läuft Kritik Gefahr, autoritär zu werden (vgl. Demirović 2008: 15). Daraus folgt für ihn eine Forderung nach einer neuartigen Kritik. Eine solche muss »radikal sein, sie muss nicht nur alle Verhältnisse kritisieren, unter denen die Menschen geknechtet, verlassen und verächtlich sind. Sie muss die Maßstäbe der Kritik und die Kritik selbst auf ihre praktische Funktionsweise und ihre Folgen hin analysieren und dekonstruieren. Das Ziel einer solchen metakritischen Kritik ist es, materialistisch und radikal die Dialektik dieser Begriffe und Normen zu denken, auf die die Kritik sich bezieht, schließlich auch den Begriff der Kritik selbst. Es geht nicht darum, Begriffe abstrakt zu verwerfen, sondern sie bis an ihre Grenzen zu denken, um die mit ihnen verbundenen Praktiken zu begreifen und sie bestimmt zu negieren« (Demirović 2008: 29). Eine solche Kritik muss allerding nicht »neu« ge- und erfunden werden, sondern liegt bereits in diversen Ausprägungen vor.

Das »Madigmachen« (Adorno 1969c/1971: 146) von angenommenen Selbstverständlichkeiten könnte ein Ausgangspunkt sein. Foucault arbeitet Kritik in

seinem Vortrag »Was ist Kritik?« als Entunterwerfung heraus. Im modernen Abendland habe sich eine kritische Haltung, eine Art Tugend, herausgebildet; als »Antwort« auf Regierungsformen, nicht zuletzt religiösen Ursprungs, entstand jene kritische Haltung, die bei Foucault in seiner vielzitierten ersten Definition von Kritik mündet: »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1978/1992: 12; eine Diskussion dazu auch in Vater 2007). Kritik ist dann »die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin. In diesem Fall ist Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit« und hätte »die Funktion der Entunterwerfung« (Foucault 1978/1992: 15), auch wenn er selbst einschränkend festhält, dass sie niemals die Form annehmen wird, gar nicht regiert werden zu wollen (vgl. ebd.: 11). Über diesen Punkt lässt sich streiten, zeigt sich doch zumindest in dieser Formulierung eine begrenzte Radikalität. Demirović formuliert das deutlich radikaler: »Das Ziel der Kritik ist die Überwindung der gesellschaftlichen Unterscheidung von Führern und Geführten, von Menschen, die in Anspruch nehmen zu denken, und jenen anderen, die von Leidenschaften bestimmt scheinen, die bloß ausführen – also das Erübrigen des Regierens« (Demirović 2008: 38). Für Schäfer ist Foucaults Kritik eine Geste, ein performativer Akt und dabei »tritt die Frage nach einer möglichen Begründung einer solchen Geste in den Hintergrund: Was zählt, sind die Effekte« (Schäfer 2009: 207). Hierin sieht Schäfer Überschneidungen mit Adornos »Solidarität mit der Metaphysik im Sturz«: Beide setzen auf eine »Eröffnung politischer Auseinandersetzungen, von Entunterwerfungsstrategien« und »zeigen, dass dies nur in einer Geste möglich ist« (ebd., Hervorhebung i. Orig.), obwohl bei Adorno die »notwendige, aber problematisch bleibende Begründung, also eine reflexive Bewegung im Zentrum« (ebd.) steht.

Die Begründung von Kritik und der dafür herangezogene Maßstab stellen in kritischen Theorien eine besondere Herausforderung dar, da – anknüpfend an Marx – die Kritik als immanente gedacht wird. »Die Kritik der Gesellschaft nicht mehr auf transzendentale moralische Ideen, sondern auf Interessenlagen der Gesellschaft selbst zu gründen, das ist das Programm von Karl Marx« (Schäfer 2004b: 38). Dies bedeutet, sich weder auf Naturrechte, metaphysische Instanzen und universelle Wahrheiten oder Begriffe noch auf moralische Grundlagen beziehen zu können. Ich folge diesbezüglich Steinert: »Kritik heißt nicht, dass mir etwas am Zustand der Gesellschaft nicht passt oder dass dieser im Namen einer bestimmten Moral oder normativen Theorie der Gerechtigkeit zu verurteilen sei, dass man über einen positiven Maßstab, eine Utopie des Richtigen verfüge, an denen die gegebenen Verhältnisse gewogen und zu leicht befunden würden« (Steinert 2007a: 17). Schäfer ergänzt die Frage nach dem Geltungsgrund mit der damit verbundenen »politischen Relevanz« (Schäfer 2009: 196). In anderen Worten formuliert Pongratz: »Der Maßstab

der Kritik kommt also nicht von außen, nicht von noch so gut gemeinten Idealen der Menschlichkeit, die den herrschenden Zuständen abstrakt entgegen gestellt werden. Kritische Theorie entfaltet ihre Kritik vielmehr immanent (Pongratz 2010a: 34). Dies stellt die Anwendung von Kritik vor schwierige Aufgaben. Nicht nur, dass der Maßstab begründet werden muss, sondern da er so eng mit gesellschaftlichen Verhältnissen verknüpft ist, muss er zugleich negiert werden. »Als dialektische muß Theorie – wie weithin die Marx'sche – immanent sein, auch wenn sie schließlich die gesamte Sphäre negiert, in der sie sich bewegt« (Adorno 1966/2003: 197). Sich in diesem verzwickten Denkraum zu bewegen heißt, reale Verhältnisse zu kritisieren, gleichzeitig aber auch dahinterliegende Interessen, Begründungen, normative Setzungen und gleichzeitig die Kritik selbst und ihre Maßstäbe in die Kritik zu nehmen.

Schäfer arbeitet in seiner Analyse der Kritik bei Adorno insbesondere die Frage nach dem notwendigen und möglichen bzw. unmöglichen eines Innen und Außen von Kritik heraus. Kritik brauche bis zu einem gewissen Grad eine Außensicht und ein Heraustreten, um die Verhältnisse in den Blick nehmen zu können, aber gleichzeitig ist dies unmöglich: Die Kritiker_innen sind und bleiben in gesellschaftliche Zusammenhänge verwoben, die Maßstäbe der Kritik können daher nur in diesem Gewebe gewonnen werden, metaphysische Instanzen stehen nicht zur Verfügung. Theunissen glaubt allerdings, in Adornos Arbeit Metaphysisches zu entdecken, und sieht darin einen Rückfall in mythisch-magisches Denken, das er dementsprechend geringschätzt (vgl. Theunissen 1983: 51; kritisch: Angehrn 2008: 269). Ebenso ist für Radermacher die Metaphysik ein wesentliches Element kritischer Theorien, die er allerdings nicht als »Jenseits von Erfahrung«, sondern als »Potentialität zu einer ad hoc noch nicht möglichen Erfahrung hin« gedeutet sehen will (Radermacher 1984: 137). Für Schäfer hingegen besteht Adornos »Trick« darin, »mit der Metaphysik im Augenblick ihres Sturzes« (Adorno 1966/2003: 400) solidarisch zu werden. Metaphysische Instanzen werden zwar negiert, aber dennoch nutzt Adorno in der Gesellschaft bestehende metaphysische Vorstellungen für seine Absichten. Ich übersetze für mich diese Vorgehensweise in eine Art »so tun, als ob«. Schäfer spricht von einem praktisch motivierten, konstruierten (fiktiven) Standpunkt: Beispielsweise wird ein metaphysischer Begriff der Freiheit genutzt, um – quasi als Kontrastfolie und als »Denkbrücke« – einen Maßstab für Kritik an Unfreiheit vorläufig anzunehmen. In der angestrebten Veränderung der Verhältnisse und der Begriffe würde dieser angenommene Begriff der Freiheit dann jedoch gestürzt und überflüssig (vgl. Schäfer 2004a: 33, 99ff., 202ff.). Die Gefahr besteht allerdings darin, dass die als »Lückenfüller« genutzten Begriffe aufgrund der hohen öffentlichen Zustimmung als wahr genommen werden und die Unwahrheit darin, also eben das Krückenhaft, »vergessen« wird (vgl. ebd.: 105). Immanente Kritik versucht aber, möglichst ohne diese Konstruktion zu verfahren.

Jaeggi gelingt es besonders deutlich, die Komplexität der immanenten Denkart nachvollziehbar zu machen, auch wenn sie sich in ihrem Beitrag in erster Linie an Hegel orientiert und die negative Dialektik unberücksichtigt bleibt. Ihr Beitrag stellt die Frage danach, was Ideologiekritik als »spezifische Form immanenter Kritik« (Jaeggi 2009: 267) sei. Zunächst grenzt sie immanente von interner Kritik ab. Letztere, als einfachste Form, nehme gesellschaftlich vorhandene Maßstäbe und verweise auf deren Nichtverwirklichung, was das Problem aufwirft, dass damit die Maßstäbe selbst nicht in die Kritik genommen werden (vgl. ebd.: 285f.). Bei manchen Autor_innen tritt dieser Aspekt zunächst in den Vordergrund. Beispielsweise bei Steinert, wenn er ausdrückt: »Das Verfahren der ‚immanenten Kritik‘ besteht darin, [...] Errungenschaften und ihre Spuren in der Gegenwart gegen den Widerspruch ihrer verweigerten Verwirklichung in einer kapitalistischen Klassengesellschaft zu halten« (Steinert 2007a: 218). Oder Türcke und Bolte formulieren, dass Kritische Theorie nicht lediglich Wirklichkeit als gegeben voraussetzt und beschreibt, sondern »diese mit der in ihr selbst gelegenen Möglichkeit des Besseren konfrontiert« (Türcke/Bolte 1994: 39). In die Diskussion eingebettet zeigen aber viele Autor_innen, wenn auch nicht alle, dass auch die Legitimationsgrundlagen selbst in die Kritik genommen werden müssen.

Die von Jaeggi mit Ideologiekritik verbundene immanente Kritik ist daher dadurch gekennzeichnet, dass sie an einer »Transformation des Bestehenden orientiert ist« (Jaeggi 2009: 286, Hervorhebung i. Orig.). Immanente Kritik in diesem Sinn (vgl. ebd.: 286ff.) nimmt jene Normen in den Blick, die nicht nur »einfach da sind«, rekonstruiert werden können und nichtverwirklichte Ideale darstellen, sondern die die Gesellschaft konstituieren und als Grundlage sozialer Praxen die aktuellen Verhältnisse zu dem machen, was sie sind. Sind die Normen erst einmal etabliert, werden sie auch als vernünftig anerkannt. Die Kritik bezieht sich nun nicht darauf, dass Normen ungenügend verwirklicht sind, sondern vielmehr ist gerade problematisch, dass sie verwirklicht und faktisch wirksam, in der Wirkung allerdings widersprüchlich und defizitär sind, sogar ins Gegenteil umschlagen können. Gerade dieser Widerspruch wird als notwendiger angenommen: Die inneren Widersprüchlichkeiten zeigen sich daran, dass sich Normen »nicht widerspruchsfrei verwirklichen lassen oder sich in ihrer Verwirklichung notwendig gegen ihre ursprüngliche Intention kehren« (Jaeggi 2009: 287). Der transformative Charakter immanenter Kritik zeigt sich daran, dass nicht eine Übereinstimmung von Norm und Verwirklichung angestrebt wird, sondern vielmehr aus der Widersprüchlichkeit etwas Neues entstehen soll. Diese Art der Transformation ist nur denk- und machbar als gleichzeitige Veränderung der Realität und der Norm, ein Umstand, der nach Ansicht von Jaeggi zu häufig vernachlässigt wird. »Die Normen bleiben nicht unberührt von dem Umstand, dass sie in einer gegebenen Situation nicht realisiert worden sind. [...] [D]ie widersprüchliche Realität [...] verlangt

nach einer *Transformation von beidem: der Realität und der Normen*« (ebd.: 288, Hervorhebung i. Orig.). Maßstab der Kritik sind demnach bestehende, faktisch wirksame Normen. Indem diese aber mit in die Kritik genommen werden und die inhärente Widersprüchlichkeit als Ansatzpunkt genommen wird, verändern sich auch die Normen. »Der Maßstab der Kritik hätte sich dann im Prozess der Kritik selbst verändert« (ebd.).

Die Komplexität erhöht sich jedoch dahingehend, dass sich einige Fragen durch diese Vorgangsweise lediglich verschieben, z.B.: Was wird als Widerspruch an- und wahrgenommen? Was wird überhaupt als Problem und damit kritikwürdig erachtet? Was als Maßstab gilt, muss erneut geklärt werden. Der Ausweg aus dieser neuen Schwierigkeit mag darüber gelingen, dass Klärungen offenbleiben, Grenzen bewusst gehalten werden und dennoch nicht von der Annahme allein immanent möglicher Maßstäbe abgerückt wird. Adorno formuliert: »Immanente Kritik hat ihre Grenzen daran, daß schließlich das Gesetz des Immanenzzusammenhangs eins ist mit der Verblendung, die zu durchschlagen wäre« (Adorno 1966/2003: 183). Diese Grenze im Bewusstsein zu halten und dennoch an der Durchschlagung festzuhalten ist wesentliches Element immanenter Kritik. Schäfer hebt den von Horkheimer und Adorno in der »Dialektik der Aufklärung« formulierten Widerspruch der Möglichkeit und Unmöglichkeit solcher Kritik anhand der Vernunftkritik hervor: »Die *petitio principii*, dass sie für ihre Kritik das in Anspruch nehmen, dessen Unmöglichkeit sie beweisen, wird eingestanden und für zulässig erachtet, da nur auf diese Weise im Namen der Vernunft gegen deren Erscheinung und historische Entwicklung überhaupt argumentiert werden kann. Eine Argumentation, die sich auf die Gewissheit einer überhistorischen Vernunft beriefe, wäre gegenüber der analysierten historischen Wirklichkeit naiv« (Schäfer 2009: 205).

Bezüglich der Kritik an solcher Naivität und Unangemessenheit ahistorischer Ideale, an denen Wirklichkeit und Möglichkeit ausgelotet werden, besteht in unterschiedlichsten Zugängen kritischer Theorien Einigkeit, wohingegen aus meiner Sicht kein klares Einvernehmen hinsichtlich der Rolle von Normativität im Maßstab der Kritik zu erkennen ist. Soll und darf Kritische Theorie normativ sein? Hier gilt es zumindest zwei Vorwürfen zu begegnen: dem Vorwurf, zu wenig normativ zu sein, und dem Vorwurf, zu normativ zu sein. Ersterer wurde unter anderem von Habermas gegen die »ältere« Kritische Theorie vorgebracht, der er seine moralischen Begründungsversuche entgegenhält. Normativität ist aber nicht mit Moral gleichzusetzen, und Schäfer hebt, unter anderem bei Heydorn, insbesondere die »Begründung der Kritik jenseits einer moralischen Positionierung« (Schäfer 2009: 207) hervor. Steinert formuliert in seinem erfrischenden Sprachgebrauch ein »Lob des aufgeklärten A-Moralismus« und findet gerade A-Moral »erquicklich« (vgl. Steinert 2007a: 122), wiewohl damit Kritik dennoch weder beliebig noch inhaltsleer wird. Kritische Kritik bleibt explizit an formulierte Interessen gebunden, die

aber dennoch der Selbstkritik unterzogen werden, und geht so weit, dass sie ihren festen Untergrund weitgehend verliert (vgl. Schäfer 2009: 204). Zu viel an Normativität wird der Kritischen Theorie von jenen Wissenschaften vorgeworfen, die von sich selbst behaupten, Analyse jenseits normativer Verstrickungen betreiben zu können. Wenn auch undeutlich hinsichtlich einer Unterscheidung von Moral und Normativität entgegen Bröckling und Feustel diesen Positionen: »Auch der Verzicht auf moralische Maßstäbe ist eine moralische Entscheidung« (Bröckling/Feustel 2010: 9).

In der Abgrenzung kritischer zu traditioneller Wissenschaft wurde der Anspruch der Parteinahme, der emanzipatorischen und transformativen Interessen in kritischen Theorien bereits deutlich gemacht. Diese lassen sich inhaltlich nachvollziehen, kollidieren allerdings gleichzeitig mit dem in unseren (wissenschaftlichen) Köpfen nachhaltig verankerten vorherrschenden Modell distanzierter, objektiver Analysemöglichkeit. Normativität als anrüchig und unzulässig zu verurteilen (in solchen Fällen scheinen selbst in traditionellen Wissenschaften Urteile doch zulässig zu sein!), speist sich zumindest aus zwei Elementen: zum einen aus dem traditionellen Verständnis, Wissenschaft könne und müsse neutral und objektiv sein, und zum anderen aus den negativen Auswirkungen von Praxisversuchen im Anschluss an Marx, die in dogmatische, herrschaftliche und unfreie Verhältnisse mündeten. Die Erfahrung misslungener sozialistischer Revolutionen veranlassten nicht zuletzt Horkheimer, Adorno, Marcuse und andere zu einer kritischen Reflexion und Weiterentwicklung marxistischer Ansätze. Der wissenschaftlichen Neutralität und nicht normativ ausgerichteten Erfassung von Wirklichkeit tritt Kritische Theorie allerdings aufgrund deren Unhaltbarkeit entgegen. Ritsert spricht beispielsweise von einem nicht haltbaren »Mythos nicht-normativer Kritik« (Ritsert 2009: 161). Ahrens, Beer, Bittlingmayer und Gerdes sehen den Grund für die in den Sozialwissenschaften zu einem Selbstan spruch erhobene Normfreiheit in gesellschaftlichen Verhältnissen, »die allem Utopischen mit Skepsis begegnen« (Ahrens et al. 2011: 17). Als weiteren Grund führen sie an, dass sich die Sozialwissenschaften mehr Geltung und Gewicht als eigene Wissenschaft geben wollen, indem wissenschaftliche Ansprüche der Neutralität etc. aus den Naturwissenschaften übernommen werden. Normative Grundlagen werden dadurch gezielt ausgeblendet und sogar tabuisiert (vgl. ebd.: 18). Selbst wenn traditioneller Wissenschaft fundiert argumentiert ein emanzipatorisches Interesse und damit auch normative Grundlagen entgegen gehalten werden können, stellt sich eine Skepsis gegen die normative Begründung ein, weil der Anschein erweckt werden könnte, paternalistisch und dogmatisch zu werden. Dem Vorwurf, Kritische Theorie sei zu negativ und liefere keine Lösungsvorschläge, gesellt sich bei einem Beharren auf normative Vorstellungen sofort der Vorwurf hinzu, woher die Legitimation genommen werde, es besser zu wissen. Was auch immer aus kritischer Perspektive versucht wird, scheint

falsch zu sein. Der »Besserwisserei« lässt sich anhand des reflexiven Normativitätsverständnisses in der Kritischen Theorie Substanzielles entgegenhalten und es lässt sich auch gleichzeitig der Vorwurf entkräften, der »älteren« Kritischen Theorie fehle es an normativen Begründungen. Die normativen und gleichzeitig nicht-normativen Begründungen einer kritischen Kritik fasste ich zusammen:

1. Normen werden in der »älteren« Kritischen Theorie und in sich daraus weiterentwickelten Forschungen als Ausgangspunkt genommen. Es soll kein nicht-normativer Schein entstehen, vielmehr sind derlei Forschungen »explizit normativ imprägniert« (Bittlingmayer/Demirović/Bauer 2011: 195). Freiheit, Gleichheit und Solidarität (Letzteres gilt als treffenderer Ersatz für »Brüderlichkeit«) werden als normative Grundlagen weitgehend geteilt. Allgemeiner wird zuweilen das »gute Leben« für alle als Interesse proklamiert. Diese Normen, wenn auch kaum positiv formulierbar, sind handlungs- und denkleitend. Nicht-Normativität ist weder möglich noch erwünscht. Mit der explizit normativen Orientierung setzen sich kritische Theoretiker_innen gegen sogenannte objektive, neutrale Betrachtungsweisen ab, zeigen vielmehr in den Analysen und Argumentationen auf, dass solche Distanzierungen nur Schein sein können. Gleichzeitig wäre Nicht-Normativität gar nicht erwünscht, da sie Beliebigkeit hervorbringen würde, der stattdessen explizite Interessen entgegengestellt werden.
2. Normen werden weder ahistorisch noch idealistisch begründet, sondern der aktuellen gesellschaftlichen Verfasstheit entnommen, wodurch unter anderem die erwähnte Beliebigkeit von Vornherein ausgeschlossen wird. Normen in den vorhandenen Gesellschaftsverhältnissen angelegt zu sehen bedeutet, dass diese Normen dem Handeln nicht vorgelagert, daher also nicht als moralische Instanzen idealistisch gesetzt sind, denen ein Handeln folgt. Vielmehr »sind die Normen ein Moment des Handelns« (ebd.: 196) selbst, konstituieren sich erst aus den gesellschaftlichen Bedingungen heraus und wirken zugleich auf diese zurück. Normen werden so als dialektische Momente erfasst, die Ergebnis (Handlung) und Ursprung (gesellschaftlich geteilt) zugleich sind. Ein solches Normverständnis impliziert notwendig die Veränderbarkeit nicht nur der Handlungen, sondern auch der Norm selbst.
3. In Abgrenzung zu »normativistischen« Ansätzen, in denen externe normative Maßstäbe angelegt werden (vgl. Jaeggi 2009: 283f.), werden in der Kritischen Theorie immanente Maßstäbe herangezogen. Das impliziert, dass aktuell geltende Normen überhaupt erst als solche sichtbar zu machen sind, um diese dann einer reflexiven Kritik zu unterziehen. Die reflexive Kritik nimmt mehrere Aspekte in den Blick: Sie zeigt zunächst auf, welche Normen warum und wie wirksam sind. Die Realität an diesen Normen zu

- messen, bedeutet allerdings nicht, diese Normen als unveränderbar und richtig hinzunehmen und lediglich deren – bessere – Einlösung zu fordern. Das wäre nach Jaeggi lediglich interne Kritik (vgl. ebd.: 285f.) und würde die Normen als gültig und an sich gut deklarieren, worin wieder zu externen und ahistorisch universellen Normen übergegangen würde. Die mangelnde Einlösung solcher Normen wird nicht moralisiert, sondern kritisiert, indem explizit auf die notwendig negativen Konsequenzen der Norm verwiesen wird. So wird beispielsweise durch die Norm der Gleichheit, festgelegt im bürgerlichen »Vertrag« freier und gleicher Tauschpartner_innen am Markt um die Ware Arbeitskraft (vgl. z.B. Koneffke 1999: 317), Ungleichheit überhaupt erst hervorgebracht. Gerade die »Freiheit« der Arbeiter_innen macht diese »doppelt frei« und damit unterdrückt und ausbeutet. Im Durchgang durch die Kritik werden also sowohl die Praxis unerfüllter Norm als auch die Norm selbst kritisiert und transformiert.
4. An bestimmten Normen, beispielsweise Freiheit, Gleichheit, Solidarität und gutes Leben, wird festgehalten, auch wenn sie sich im Fortschreiten verändern und transformiert werden. Die Begründung nährt sich aus mehreren Quellen: Zunächst wird herausgestrichen, dass solche Normen vernünftig sind, und zwar im Sinn eines der Aufklärung verpflichteten Verständnisses von Vernunft, das über instrumentelle Vernunft hinausgeht. Über die Vernünftigkeit der Normen ließe sich angesichts unterschiedlicher Vernunftverständnisse allerdings streiten. Ergiebiger erscheinen weitere Quellen: Die Verwirklichung dieser Normen ist *möglich*. Angesichts der weit fortgeschrittenen Produktivkräfte ließe sich eine Welt ohne Armut, Leid, Ungerechtigkeit zumindest stofflich realisieren, von der Möglichkeit einer Gesellschaft ohne Erwerbsarbeit ganz zu schweigen (vgl. z.B. Marcuse 1967a,b; Schäfer 2009: 200f.; Bittlingmayer/Demirović/Bauer 2011: 200). Und: Das Bedürfnis nach Verwirklichung ist *sichtbar*. Soziale Bewegungen sind ein Ausdruck dieser Bedürfnisse, selbst angesichts der gesellschaftlichen Formung und Deformation von Wünschen (vgl. z.B. Marcuse 1967a: 25ff.; Demirović 2010). Eine weitere Quelle kann sein, dass Ungerechtigkeit, Unfreiheit etc. nicht nur erkannt werden können, sondern als *Leid wahrgenommen* werden, bis hin zu somatischen Impulsen des Ekels und Grauens (vgl. z.B. Adorno 1966/2003: 281f., 364; Adorno 1951/1980: 26; Adorno 1966/1971), auch wenn diese Impulse sich nicht automatisch qua der »Natur« des Menschen einstellen müssen (vgl. Schäfer 2004a: 30). An den Normen entgegen ihrer derzeitigen Verwirklichung festzuhalten hat auch ein wesentlich *utopisches Moment*: Sie dienen als »Kontrastfolien«, an denen sich Analysen und Handlungen orientieren können, z.B. im Sinne von »Was wäre, wenn«.
5. Das utopische Moment streift einen problematischen und zugleich die Kritik prägenden Aspekt: Obwohl Normen die Kritik leiten und begleiten,

lassen sie sich nicht positiv formulieren. Was Freiheit sein soll, lässt sich aus den derzeitigen Verhältnissen nicht eindeutig bestimmen: zum einen weil der aktuelle Freiheitsbegriff angesichts der Verhältnisse, denen er sich nicht entheben kann, ideologisch verformt ist. Und weil eine Festlegung eines absoluten Freiheitsbegriffes einer statischen Utopie (vgl. Schwendter 1994: 23ff.) entsprechen würde, die paternalistisch wäre und Gefahr liefe, autoritär und dogmatisch zu werden und damit Herrschaft zu reproduzieren. Ein positiv gesetzter Begriff würde voraussetzen, dass wir wissen, was richtig ist, und hätte damit eine unmittelbare Nähe zu einem universellen, ahistorischen Verständnis, was den Grundlinien einer Kritischen Theorie zuwiderlaufen würde. Daher muss Kritik in erster Linie negativ verfahren, indem sie in den Blick nimmt, wo, inwiefern und warum Unfreiheit, Ungleichheit, Leid etc. vorherrschen. Und sie muss, falls sie positive Folien formuliert, einer dynamischen Utopie entsprechen, die aus dem Jetzt nicht detailliert abschätzen und fassen kann, wie sich die Begriffe und Verhältnisse auf dem Weg der Verwirklichung verändern werden. Kritik erfordert in diesem Sinne ein hohes Maß an Selbstkritik und Selbstreflexivität, indem immer wieder die Normen selbst, aber auch die eigene Kritik, daraufhin befragt wird, inwiefern diese in ihr Gegenteil, in neues Leid, in neue Herrschaft umschlagen könnten. Selbstkritik darf aber gleichzeitig nicht die Interessen durch »Dauerreflexion« zu beliebiger Offenheit degradieren.

Mit ihren immanenten Maßstäben ist Kritik und kritische Erkenntnis in der Kritischen Theorie immer auch Ideologiekritik. »Als solche deckt sie die gesellschaftsstrukturelle *Notwendigkeit*, *Verkehrtheit* und *Parteilichkeit* von Denk- und Wahrnehmungsweisen, von Deutungen, Empfindungen und Vorstellungen auf« (Keckeisen 1992: 121, Hervorhebung i. Orig.) und offenbart damit die angebliche Normfreiheit als Ideologie. Ideologiekritik richtet ihren Blick auf »Überzeugungssysteme, die praktische Konsequenzen haben« (Jaeggi 2009: 268), darauf, wie Herrschaft sich rechtfertigt und wie es ihr gelingt, sich durchzusetzen. In diesem Sinne hält Wussow fest: »In der Ideologiekritik wird Kritik politisch« (Wussow 2007: 88). Ideologie im Sinne Kritischer Theorie ist daher mehr als nur »Ideen« oder »falsche Ideen«, sondern Ideologie ist eine Manifestationsform von Herrschaft, die in die Kritik genommen wird. Die Botschaft von Ideologie ist, dass »es so ist, wie es ist« (vgl. ebd.). Dem setzt Adorno entgegen: »Was ist, ist mehr, als es ist« (Adorno 1966/2003: 164). Ideologiekritik nimmt die inneren Widersprüche als Ausgangspunkt und verfährt entsprechend mit immanenter Kritik. Die Widersprüche – um es nochmals zu wiederholen – sind nicht konstruiert oder Effekt von Nichteinlösung, sondern den Verhältnissen bereits inhärent, wie am Beispiel der »Dialektik der Aufklärung« von Horkheimer und Adorno deutlich gemacht wird. Weder können sich Kritiker_innen sicher sein, nicht ideologisch verformt zu sein, noch wis-

sen sie es besser. Auf die Gefahr einer paternalistischen Haltung wird vielfach aufmerksam gemacht, z.B. bei Jaeggi oder von Steinert: »Ideologiekritik heißt, anders gesagt, nicht den Nachweis, dass der andere verblendet ist, während man selbst durchblickt, sie heißt auch nicht, dass man die bessere Moral oder die strahlendere Utopie einer zu kritisierenden gesellschaftlich herrschenden entgegenhält, sie heißt als Reflexivität, dass man den gesellschaftlichen Konflikt identifiziert, in dem man sich auch selbst in Bezug auf den kritisierten Sachverhalt befindet – und zwar nicht als Person, sondern als Vertreter einer bestimmten gesellschaftlichen Position« (Steinert 2007a: 37). So sagt auch Adorno: »Ideologie überlagert nicht das gesellschaftliche Sein als ablösbare Schicht, sondern wohnt ihm inne« (Adorno 1966/2003: 348).

In ideologiekritischen Perspektiven sind Analyse und Kritik eng verflochten, sind nicht voneinander zu trennen und stellen kein »zuerst« und »dann« dar, denn Analyse ist vielmehr »Bestandteil des kritischen Prozesses selbst« (Jaeggi 2009: 270). In der Analyse wird herausgearbeitet, was kritisiert wird, und dabei wird auf hinter sozialen Verhältnissen liegende Interessen und Konflikte geblickt, die diese Verhältnisse erst hervorbringen. »Der Kritik geht es also nicht allein um Beanstandung, um Einklagen, darum, daß das, was ist, besser funktioniert, sondern darum zu begreifen, warum es dazu kommt und welche sozialen Kräfte dahin wirken, daß der gesellschaftliche Reproduktionszusammenhang immer wieder krisenhaft ist, um endlich einmal darüber hinaus zu gelangen« (Demirović 2008: 32).

Erforderlich ist dazu die Sichtbarmachung von »ideologischen Selbststäu- schungen« (Pongratz 2010a: 33), eine »Kritik des konstitutiven Bewußtseins selbst« (Adorno 1966/2003: 151). Aufgedeckt bzw. sichtbar gemacht werden insbesondere scheinhaft naturgesetzliche Elemente der Gesellschaft. Es wird nach deren Hervorgebrachtheit und deren Nichtnotwendigkeit gefragt. Ideologiekritik widmet sich dabei vor allem solchen Aspekten, »von denen wir noch nicht wissen, wie krass, notwendig und ungerecht sie sind« (Sonderegger 2009: 79). Ideologien aufzuspüren oder sogar Transformationen zu erreichen ist kein einfaches Unterfangen. Gerhard Gamm fragt pointiert: »Warum haben Lügen kurze, Ideologien so lange Beine?« (Gamm 2006: 48)

Ich möchte das Gesagte nochmals zusammenfassen: Bei aller Schwierigkeit lässt sich dennoch an der Notwendigkeit von Kritik und Ideologiekritik festhalten, deren Aufgabe es ist, »das Element von Herrschaft in den Begriffen zu identifizieren, die Widersprüche des herrschenden Denkens herauszuarbeiten und aus ihnen auf die der Produktionsweise grundgelegten Interessen und Konflikte zu schließen, die sie hervorbringen« (Steinert 2007a: 37). Kritik ist demnach mehr, als lediglich »Schlechtes« zu identifizieren. Es geht im Besonderen darum, die Ursachen des Schlechten herauszuarbeiten, denn nur so lassen sich Verhältnisse in ihrer Ganzheit so weit begreifen, dass Überwindung und Veränderung möglich werden kann. »Kritisiert wird nicht die

schlechte Realität, sondern die Vorstellungen und Überzeugungen, welche sie ermöglicht« (Wesche 2009: 201) mit dem Ziel der Korrektur des Falschen und Schlechten. Insofern ist Kritik in dem hier vertretenen Verständnis radikal, muss radikal sein, da sie sich nicht an der Oberfläche von Phänomenen bewegt, sondern nach Wurzeln sucht und Veränderung in erster Linie in einer Veränderung dieser Wurzeln als möglich erachtet. »Kritische Theorie fragt also, skeptisch und spekulativ zugleich, nach der aktuellen Gesellschaftsverfassung, ihren treibenden Widersprüchen, ihren impliziten Wahrheitsmomenten und ihren ideologischen Selbsttäuschungen« (Pongratz 2010a: 33).

Kritik wird in der Kritischen Theorie dabei in erster Linie negativ gefasst, da das Richtige aus den aktuellen Verhältnissen heraus weder vollständig denkbar ist, noch zukünftige Entwicklungen antizipierbar sind. Adorno verwehrt sich immer wieder dagegen, dass Kritik auch gleichzeitig konstruktiv sein müsse. Vielmehr sieht er darin eine Verkennung von Möglichkeiten und eine Form, Kritik in Verruf zu bringen: »Das Verlangen nach positiven Vorschlägen wird immer wieder unerfüllbar, und darum Kritik desto bequemer diffamiert« (Adorno 1969a/1971: 19). Steinert spricht vom weit verbreiteten Missverständnis der Gesellschaftskritik gegenüber, »Kritik setze voraus, dass man es selbst besser könne, jedenfalls besser wisse und dass man vor allem eine gesicherte moralische Grundlage habe, von der aus man beurteilen könne, was zu kritisieren sei« (Steinert 2007a: 17). Als einzige positive Grundlage solcher radikaler und negativer Kritik, wenn auch selten explizit ausformuliert, kann vielleicht gelten, dass ein Potenzial des Guten im Menschen angenommen wird. Ritsert formuliert abstrakter, dass der Kern des kritischen Maßstabs bei Adorno die Autonomie des Einzelnen sei, selbstverantwortlich zu handeln und zu entscheiden, wobei keine völlige Selbstverfügung des Individuums möglich sei. Vielmehr blieben unbewusste Impulse und gesellschaftliche Heteronomien in diese Autonomie untrennbar eingebettet (vgl. Ritsert 2011: 231). Freiheit, Gleichheit, Solidarität – wenn auch unbestimmtbar, so doch normativ interessenleitend – ergeben nur dann Sinn, wenn davon ausgegangen wird, dass Menschen prinzipiell als fähig erachtet werden, eine Gesellschaft zu formen, in der diese Ansprüche verwirklicht sind. Bezug nehmend auf Horkheimer lässt sich in der Kritischen Theorie wahrnehmen, dass sie »den Menschen also trotz offensichtlich anderer gesellschaftlicher Praxis [...] nach wie vor die Potenzialität zu[spricht], Gesellschaft [...] zu gestalten und so einzurichten, dass Ungerechtigkeit, Leid und Elend weitest möglich reduziert werden« (Bittlingmayer/Demirović/Bauer 2011: 204). Und: »Jede Kritik, die in diesem Sinne kritisch sein will, weist Züge von Selbtkritik auf. [...] Kritik muss sich verstehen als Kritik der Kritik, diese als Kritik der Kritik der Kritik usw.« (Borelli 2003: 144). Nur unter solchen Voraussetzungen ist Kritik kritisch.

3.2.3 (Selbst-)Reflexion und Selbstdiskritik

Während der Kritik in unterschiedlichsten Wissenschaften und insbesondere aus der Perspektive von Kritischer Theorie hohe Aufmerksamkeit in der Ausformulierung, Differenzierung, Abgrenzung und inhaltlichen und formalen Bestimmung zukommt, bleibt die häufig als »Partnerbegriff« verwendete Reflexion kaum beleuchtet und fristet eher ein additives Dasein im »Kritisch-Reflexiven«, in der »kritischen Reflexion« oder der »reflexiven Kritik«. Einer Kritik im soeben beschriebenen Verständnis wohnt von Vornherein ein hohes Maß an Reflexivität inne, insbesondere öffnen sich fließende Übergänge, wenn es um die Frage von Nähe und Distanz geht. Im alltagssprachlichen Verständnis ist eine Unterscheidung deutlicher, wenn Kritik als Urteil und Reflexion als Nachdenken gefasst wird. Kritik klingt hier härter, während Reflexion eine weichere Konnotation hat. In der Ausformulierung der kritischen Kritik und der darin auch notwendig inkludierten Selbstdiskritik ist die Trennung der beiden Begriffe nicht so deutlich möglich. Im alltagssprachlich verbreiteten Verständnis ist Reflexion als Teil eines Abwägungs- und Entscheidungsprozesses oder als nachdenkender Rückblick auf bereits Geschehenes, meist mit einer Unterbrechung des Alltags, mit einer Distanzierung verbunden. In diesem Sinne entspricht Reflexion seiner Herkunft aus dem »Zurückbeugen«, wie-wohl in philosophischen Verständnissen seit der Antike Ausdifferenzierungen stattgefunden haben. Winkler beschreibt den Wandel von einem meditativ-kontemplativen Nachdenken hin zu einer mit einem bestimmten Vernunft- und Subjektbegriff gepaarten Form, über das Denken selbst – in Verknüpfung mit Wahrnehmungen, aber dennoch davon distanziert –, zu Erkenntnissen zu gelangen (vgl. Winkler 1999: 277). In der Aufklärung verändert sich das Verständnis des Begriffs und Reflexion verliert »die Konnotation gelassener Welt- und Selbstdistanzierung [...], um im Kontext des Fortschrittprojekts der Moderne vornehmlich die Aufgabe zu erfüllen, dessen eigene Voraussetzungen zu befragen« (ebd.: 278). Winkler geht entsprechend hart mit der Reflexion ins Gericht, spricht von einer drohenden Trivialisierung und – ähnlich der Kritik – einer Absorption in fortschrittsoptimistische gesellschaftliche Dynamiken, obwohl er gleichzeitig für eine reflexive Pädagogik als einzige mögliche plädiert. Reflexion [und Kritik] sei[en] abseits philosophischer und kontemplativer Nachdenklichkeit als Grundmuster in gesellschaftliche Dynamiken eingesieckert und wesentlicher Motor für letztendlich zerstörerische Innovationen und Fortschritte. Darüber hinaus sei das Subjekt in der Selbstdiskritikierung zu ständiger Selbstreflexion aufgefordert, mit der die »Vergesellschaftung besonders effektiv gelingen« (ebd.: 293) kann.

Um diesem Umstand der kapitalistischen Absorption ehemals kritischer Begriffe wie Kritik oder Reflexion in der Analyse gerecht zu werden, unterscheidet Steinert zwischen affirmativer und kritischer Reflexion. Dem stellt

er allerdings fließende Übergänge zwischen Kritik und Reflexion zur Seite: »Es gehört zu den Errungenschaften gerade der deutschen Aufklärung, dass sie einen Begriff von Kritik eingeführt hat, der am besten mit ›Reflexivität‹ zu übersetzen ist« (Steinert 2007a: 17), und Kritische Theorie braucht »nur Ideologiekritik und dialektisches Denken – Reflexivität« (ebd.: 18). Gleichzeitig analysiert er die aktuelle Gesellschaft als weithin reflexiv, in der die Reflexion funktionalisiert werde (vgl. ebd.: 202). Diesem Umstand tritt Steinert mit einem erhöhten Reflexionsanspruch entgegen. Affirmative Reflexion agiere in erster Linie innerhalb bestehender Verhältnisse und deren Normen, Interessen und Herrschaftsverhältnissen und wird damit nicht nur herrschaftsaffirmativ, sondern sogar explizit herrschaftserzeugend und -stabilisierend. Die Reflexion wird Teil der Ideologie, die zu durchbrechen wäre, und wird damit ihrer Schlagkraft beraubt. Um unter solchen Bedingungen noch Ideologiekritik betreiben zu können, schraubt Steinert den Reflexionsanspruch hinauf und spricht – wie bereits gesagt – von *kritischer* Reflexion. Es bedarf in kritischer Reflexion eines genaueren Hinnehens, eines noch radikaleren Analysierens der Bedingungen, aber auch einer noch radikaleren Reflexion, einer Kritik der Reflexion und der Kritik, Selbstkritik und Selbstreflexion (vgl. Steinert 2007a: 14, 202).

An der Selbstreflexion und Selbstkritik lassen sich die teilweise verschwimmenden Übergänge zwischen Reflexion und Kritik deutlich machen. Wesche legt kritische Reflexion als eine Dimension von Kritik dar und hält fest, dass Reflexion darauf gerichtet ist, möglichen Täuschungen (auch in der Kritik) nachzuspüren, wobei die Grenzen der Wahrnehmungen und des Wissens mit bedacht werden müssen. Wesche überantwortet der Reflexion jene Aufgaben, die Kant der Kritik zuordnete, und formuliert: »Reflexion dient der Irrtumsvermeidung« (Wesche 2009: 205). In ähnlichem Sinne interpretiert Schäfer, dass »Denken [...] in zweiter Reflexion« (Adorno 1966/2003: 201) für Adorno »eine Korrektur des Herrschaftsgestus identifizierenden Denkens bedeuten [könnte]« (Schäfer 2004a: 92), also eine gewisse Korrekturfunktion hat. Denken in zweiter Reflexion umfasst bei Adorno die nochmalige Reflexion, im Besonderen aber die Selbstreflexion, die Befragung des eigenen Denkens und der eigenen Erkenntnisse auf mögliche affirmative und negative Konsequenzen. Denken in zweiter Reflexion setzt Adorno in den Kontext des Aufbrechens (vgl. Adorno 1966/2003: 200) von zuerst Gedachtem, vorher nicht Mitbedachtem und gibt ihm die Rolle eines Gegengifts (vgl. ebd.: 54). »Reflexion weist über sich selbst hinaus« (Müller 2011: 88), sie geht konstitutiv in den Gegenstand ein, verändert diesen notwendigerweise und kann ihm nicht äußerlich bleiben. Insofern unterscheidet Müller zwischen Selbstbezüglichkeit ohne erweiterten Denk- und Handlungsräum, in dem Ausgangs- und Endpunkt gleich bleiben, und Reflexion, die sich jedenfalls verändernd auswirkt. Reflexion verlangt Denkbewegungen in Kreisen, es handelt sich »um eine sich entwickelnde, spiralförmige, offene Bewegung« (ebd.: 87). Selbstreflexion impliziert dann

die bereits genannte Notwendigkeit, »gegen sich selbst [zu] denken« (Adorno 1966/2003: 358).

Wenn Reflexion, mehr noch als Kritik, und insbesondere Selbstreflexion und -kritik eine Art des Zurückbeugens, Zurücktretens meint, erfordert dies, Distanz einzunehmen, wobei aber keine einnehmbare Außenposition existiert. »Kritik wird durch Selbtkritik ergänzt, aber für diese gibt es ebenfalls keinen Standpunkt außerhalb der analysierten und kritisierten gesellschaftlichen Widersprüche« (Schäfer 2004a: 55). Und dennoch: »Als Theorie bildet sie zugleich eine Geste der Möglichkeit von Kritik und praktischer Opposition und eine Warnung davor, die Ideen, deren man dazu bedarf, wiederum ohne Kritik für quasi-religiöse Wahrheitsgarantien zu halten« (Schäfer 2009: 206). Pongratz ortet gar in der gesellschaftlich vereinnahmten Reflexion das Potenzial für reflektierte Selbtkritik in einer die Grenzen überschreitenden Form. »Gleichwohl springt solche Selbtkritik nicht einfach wie ein Funke aus dem Stein« (Pongratz 2009: 117), insbesondere nicht angesichts komplexer Zusammenhänge. Auch wenn die Vergesellschaftungen der Wahrnehmung und Erfahrung hohe Barrieren errichtet, sieht Pongratz Möglichkeiten, »wenn das Bewusstsein im vollen Sinn des Wortes reflexiv wird, also: sich *zurück wendet* auf die leiblich-gefühlsmäßigen Momente seiner Konstitution« (ebd., Hervorhebung D.H.). An Adorno anknüpfend thematisiert er damit Erfahrungen, die über rationales Denken hinausgehen. Reflexion scheint für ihn eine Art »Gespür« zu verlangen, eine Aufmerksamkeit für leibliche und emotionale Befindlichkeiten, die umso wichtiger wird, als das Denken zunehmend gesellschaftlich so vereinnahmt ist, dass es allein denkend kaum noch reflexiv sein kann. In dieser Reflexivität ersetzt die explizite Innenperspektive die – ohnedies unmögliche – Außenperspektive. Selbstreflexion wird so die »Anwendung auf sich selbst«, die »kritische Durcharbeitung mit [den] eigenen Mitteln« (Türcke/Bolte 1994: 14). Türcke und Bolte beschreiben die (Selbst-)Reflexion der frühen Frankfurter Schule, die marxistische Analysen aufnimmt und sie gleichzeitig über sich selbst hinaustreibt: »Ihre Selbstreflexion ist auch ein Hinausgehen über sie [die Marx'sche Theorie, Ergänzung D.H.]: verlangt, daß alle theoretischen Errungenschaften der Epoche in sie aufgenommen werden [...]« (ebd.: 19).

Reflexion kann demnach als eine Form von Kritik gelesen werden und als Zurücktreten und als so weit wie möglich distanzierte Betrachtung, als nochmalige Prüfung auf Irrtümer des Denkens und als Potenzial, kritikwürdige Verhältnisse wahrzunehmen, aber auch als Anwendung der kritisch entworfenen theoretischen Implikationen auf sich selbst. Reflexion kann roh aufbrechen oder sanft Widersprüchlichkeiten erspüren. Reflexion ist nicht statisch, sondern eine offene Denkfigur (vgl. Müller 2011: 87f.). Begriffspaare der reflexiven Kritik oder kritischen Reflexion machen vor diesem Hintergrund Sinn, um emphatisch darauf hinzuweisen, dass nur bestimmte Kritik- und Refle-

xionsformen gemeint sind. Kritik als Begriff ist noch nicht kritische Kritik, als reflexive Kritik klingen hingegen erweiterte Denkweisen an, in welche die Selbstdkritik mit eingeschlossen wird. Ähnlich ist die Unterscheidung von affirmativer und kritischer Reflexion bei Steinert als Abgrenzung eines bestimmten Kritik- und Reflexionsmodus zu sehen. Wie für Kritik in ihrer kritischen Dimension gilt auch für Reflexion, dass sie nicht einfach zu haben ist. »Reflexivität wird wahrscheinlich deshalb so selten realisiert, weil ihre Ergebnisse nicht einfach als ›ewige Wahrheit‹ behauptet und triadiert werden können, vielmehr in der Rezeption einen aktiven, anti-autoritären Mit-Vollzug erfordern« (Steinert 2007a: 251).

Aber wissen wir nun, wie kritisch und reflexiv gedacht werden kann?

3.2.4 Erste methodische Überlegungen: Denken und Verhältnisse in Bewegung bringen

Ich fasse zusammen: Einzig möglich ist immanente Kritik, die aus diesem verwobenen Handlungs- und Denkraum heraus erfolgt, sich also nur innerhalb der Totalität bewegen und sich der »Richtigkeit«, ihrer Ziele und Erkenntnisse nicht sicher sein kann. Nur durch radikale Selbstdkritik und -reflexion kann der Versuch unternommen werden, möglichen Täuschungen nicht zu erliegen. Wege und Erkenntnisse sind immer wieder dahingehend zu überprüfen, ob sie statt emanzipatorisch verändernd system- und herrschaftsstabilisierend sind. Dialektisch werden Widersprüche aufgedeckt, negativ-dialektisch lassen sich diese aber nicht auflösen, sondern sind als Anlass für Reflexion zu nehmen. Die gesamte Vorgehensweise verlangt – nicht gerade einfach und verlockend, aber dafür bewegend verändernd – nach kritischem, komplexem und reflexivem Denken und Handeln. Schäfer formuliert Adornos Anliegen folgendermaßen: Analyse »wird unternommen, um Widerspruch zu erregen, die Dinge in Bewegung zu bringen« (Schäfer 2009: 204).

Denkend Dinge und Verhältnisse in Bewegung zu bringen, scheint mir ein passender Ansatz dafür zu sein, wie Kritik und Reflexion erfolgen können und sollen. Dies bedeutet zum einen, Realitäten in Bewegung zu setzen, Vorhandenes aufzustören und »lästig« zu sein. Marx formuliert die dafür notwendige immanente Kritik: »[M]an muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigne Melodie vorsingt! Man muß das Volk vor sich selbst *erschrecken* lehren, um ihm *Courage* zu machen« (Marx 1843/1976: 381, Hervorhebung i. Orig.). Zum anderen bedeutet es, das Denken selbst in Bewegung zu bringen, aufzufordern, immer wieder über sich hinaus zu gehen, und jede »versteinerte Denkbewegung ist wiederum zu verflüssigen« (Adorno 1966/2003: 104; vgl. auch Wesche 2009: 193). Selbstdkritisch gegen sich selbst zu denken heißt, reflexiv die eigenen Annahmen, Vorgehensweisen und Ergebnisse nochmals und immer wieder zu überprüfen,

und zwar nicht nur hinsichtlich der Methode selbst, sondern insbesondere mit einem Blick auf affirmative Konsequenzen. »Kritik wird so zu einer Praxis der Selbst-Transformation« (Pongratz 2010a: 136). Mit paternalistischem Impetus Verhältnisse und andere in Bewegung zu versetzen, kann also nicht ausreichen. Wir dürfen nicht davor zurückschrecken, uns mit jedem kritischen und reflexiven Akt auch selbst der Kritik auszusetzen, wenn wir der Sache und der Vorgehensweise gerecht werden wollen. Indem sich Verhältnisse und Dinge verändern, wandeln sich – der totalen Immanenz geschuldet – subjektive Wahrnehmungen, Denkweisen und Optionen. Da in der gesellschaftlichen Bedingtheit nur immanente Kritik möglich ist, wird es unmöglich, die Kritik von außen vorzunehmen, obwohl dennoch versucht wird, ein Außen zu denken, auch wenn dieses gleichzeitig in die Kritik genommen wird und nur als spekulativer Kontrastfolie dienen kann. »Dadurch geraten der Wahrheitsanspruch einer immanenten Kritik und seine [...] Bestimmtheit ins Oszillieren«, und dies »macht die beabsichtigte Irritation durch die Kritik aus« (Schäfer 2009: 208f.). In der Unmöglichkeit des Außenstandpunktes kann ein Außen nur imaginiert werden, aber als solches kann es für das Denken erkenntnisreich werden: »Das Außen kommt [...] als *Alterität* zur Geltung und besteht darin, das Wissen für einen anderen Blick zu öffnen« (Wesche 2009: 206, Hervorhebung i. Orig.). Dies hieße also, gezielt eine (spekulative) alternative Denkweise zu versuchen, um das Bisherige der Reflexion zu unterziehen.

Konkretere »Verfahrensanweisungen« sind kaum zu geben und daher bleibt eine Enttäuschung über die ungeklärte Frage zurück, wie denn nun kritisch und reflexiv zu denken sei. Gewünscht wäre eine Methode, eine Klarheit der Vorgehensweise: Wenn ich dies oder das tue, denke, dann kann es als kritisch-reflexiv gelten. Im komplexen Spektrum der Kritischen Theorie ist diese Einfachheit nicht zu haben, aber dennoch findet sich eine Vielzahl von Hinweisen. Voraussetzung für Kritik wären demnach eine Selbst-Transformation, eine Veränderung der eigenen Haltungen und Wahrnehmungen. Es bedarf einer Wachheit für die Welt, eines Wahrnehmens von Ungerechtigkeit, Unfreiheit und Leid. Dies klingt einfacher, als es ist, heißt es doch nicht nur, das Negative zu sehen, sondern auch aushalten zu können, dass Veränderungen nicht einfach sind, was bedeutet, gelegentlich an den wahrgenommenen Zuständen zu verzweifeln. Das »seismographische Instrumentarium« (Pongratz 2010a: 9), um die komplexen Ursachen und Auswirkungen erkennen zu können und Realitäten von der Scheinhaftigkeit der Unveränderlichkeit zu befreien, muss – teilweise selbst-transformativ – über Analysen, über Diskurse, über Erklärungsversuche etc. erst herausgebildet werden. Es ginge darum, die von Steinert formulierte, bereits zitierte Haltung zur Welt einnehmen zu können, in der man »sich nicht dumm machen lässt« (Steinert 2007a: 223). Wir können die Maßstäbe der Kritik nicht endgültig klären, wir können sie nur aus den vorhandenen Verhältnissen heraus entwickeln, gegebenenfalls verändern und

uns dennoch von einem emanzipatorischen Interesse leiten lassen, dass das Zusammenleben anders und besser möglich wäre. Die Maßstäbe endgültig zu klären hieße vielleicht, sie so weit zu verfestigen, dass die kritische Bewegung verloren ginge. Unsichere und veränderliche Maßstäbe verweisen uns letztlich auch auf unsere eigenen Grenzen und fordern dadurch dazu auf, Überschreitungen zu versuchen. Wir kritisieren etwas also in der ganzen Unsicherheit begrenzter Erkenntnis- und Kritikmöglichkeit. Und doch treibt uns etwas im Denken und Handeln, ein Widerspruch, ein Verstehen von Zusammenhängen. Vielleicht ist es nur ein Flirren in der heißen Wüste, dem nachzugehen ist, weil es zu Auseinandersetzung herausfordert.

Es lassen sich aber auch einige »Anweisungen« versuchen. Ein möglicher Ansatz ist, sich an Leitfragen zu orientieren, um Gedachtes, Geschriebenes, Getane reflexiv zu überprüfen. Jaeggi bezeichnet Ideologiekritik »in einem weiten Sinn als Methode kritischen Denkens« (Jaeggi 2009: 268). Unter dieser Perspektive wären Leitfragen geeignet, die den Schein spekulativ voraussetzen, um ihn daraufhin zu prüfen. Um Komplexität zu reduzieren, scheint Adornos Solidarität mit der »Metaphysik im Augenblick ihres Sturzes« (Adorno 1966/2003: 400) geeignet, das sich allgemeiner in ein »so tun, als ob« übersetzen ließe. Dinge und Verhältnisse unter dieser Perspektive zu betrachten ließe beispielsweise zu, bei einer erstarrt scheinenden Sache so zu tun, als ob diese veränderlich sei, um zu sehen, ob Neues denkbar ist, um Hintergründen genauer nachzuspüren. Das Verfahren ließe sich z.B. in der Form einsetzen, so zu tun, als ob Freiheiten verwirklicht wären: Was wäre, wenn ... Obwohl sich Kritik als idiosynkratischer Impuls einstellt, bedarf sie einer Verfeinerung, einer Anreicherung mit Wissen, mit Verständnissen, mit Denkweisen.

Ich beobachte bei Studierenden immer wieder Sprachlosigkeit und fehlendes Wissen, wenn es darum geht, herkömmlichen Argumentationen Kritik entgegenzusetzen. Ein Verfahren, das ich zur Übung von Kritik und zur Erweiterung des notwendigen Wissens mit Studierenden anwende, ist, sich zunächst radikal kritischen Texten zu nähern. Die Kritik der Studierenden an derartiger Kritik bleibt nicht aus und wird mit Argumenten und Wissen aus den hegemonialen Perspektiven unterfüttert. In der Kritik an der Kritik im Text wird eine Form kritischen Denkens versucht und geübt. Beinahe unbemerkt werden mit den Texten Wissensstände erweitert, andere Sichtweisen wahrgenommen, kritische Analysen nachvollzogen, die nicht immer geteilt, aber zumindest registriert werden. Wird im Anschluss an solche Texte ein aktuelles bildungspolitisches Dokument diskutiert, brillieren Studierende mit harter Kritik, mit gründlichen Argumenten, mit kritischem Wissen und kritischen Denkweisen.

Kritisches und reflexives Denken erfordert aber auch den bereits genannten »langen und gewaltlosen Blick« (Adorno 1969b/1977: 602), eine Geduld der Sache gegenüber. Radikale Kritik erfordert, Hintergründe, Ursachen,

komplexe Zusammenhänge zu ergründen, was nicht mit raschem Blick erfolgen kann. Dieser liefe Gefahr, an der ideologischen Oberfläche zu verharren, um dann gleich weiterzuziehen, ohne hinter die Fassaden geblickt zu haben. Thompsons »contemplation« greift auf einen ähnlichen Zugang zurück: langsames, gezieltes Nachdenken über eine Sache (vgl. Thompson 2011: 452). Oder neuerlich mit Steinert: »Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen« (Steinert 1998a: 46, 65ff.). Ich möchte nun die Methode der kritisch-reflexiven Herangehensweise in ihrer Komplexität erhöhen, da aus meiner Sicht das bereits Vorgestellte nicht ausreicht, um genau, gründlich und dennoch in der geforderten Offenheit kritisch zu verfahren. Ich versuche daher, aus der negativen Dialektik eine methodische Herangehensweise und ein inhaltliches Orientierungsmuster zu entwickeln.

3.3 NEGATIVE DIALEKTIK: ESSENZIELLE MOMENTE UND ERSTE METHODISCHE FRAGMENTE

Die Negative Dialektik ist eine epistemologische, ontologische und auf die Sache selbst gewendete Beschreibung und Argumentation Kritischer Theorie. In seinen Vorlesungen zur Negativen Dialektik formuliert Adorno: »Und ich möchte hier zunächst einmal thetisch ganz allgemein voranstellen, daß die negative Dialektik, von der ich Ihnen Elemente und Idee zu entwickeln habe, mit einer kritischen Theorie im Wesentlichen dasselbe ist. Ich würde denken, die beiden Termini Kritische Theorie und Negative Dialektik bezeichnen das gleiche« (Adorno 1965-66/2003: 36f.). Im Zentrum steht eine detaillierte Argumentation grundlegender Begriffe und Denkweisen Kritischer Theorie, die Adorno an eine Kritik an Kant und Hegel anbindet und die ihn zu weitläufigen Überlegungen zu grundlegenden Aspekten Kritischer Theorie, z.B. Vernunft, Kritik, Dialektik, Reflexion, Widerspruch, Erfahrung etc., führt. Viele seiner Überlegungen finden sich in ähnlicher Form in einer Vielzahl von weiteren Texten. Adorno argumentiert diese ausführlich, beispielsweise die notwendige Verwobenheit der Forschenden mit ihrem Analysegegenstand oder die historische Vermitteltheit gesellschaftlicher Verhältnisse und der darin möglichen und begrenzten Erfahrungs-, Denk- und Handlungsräume.

Negative Dialektik als Kritische Theorie lässt nicht zu, Form von Inhalt zu trennen, auch wenn das zuweilen versucht wird, z.B. entsorgt Heidbrink dezidiert späteidealistische und neomarxistische Züge aus Adornos Denken (vgl. Heidbrink 2004: 109). Bei der Entfernung inhaltlicher Bezüge (z.B. auch bei Brunkhorst 1990) werden jedoch nicht nur wesentliche Aspekte Kritischer Theorie und der negativen Dialektik eliminiert, sondern es wird sogar einer der zentralen Kerne Kritischer Theorie, nämlich die Verbindung von Inhalt und Methode, von Inhalt und Form ignoriert. Eine inhaltsentleerte Kritische

Theorie ist keine solche mehr. Sie hat einen gesellschaftskritischen Anspruch, der die Inhalte bestimmt und ohne den sich Kritische Theorie nicht als solche konstituieren könnte: der Blick auf ökonomische Verhältnisse, auf die kapitalistische Markt- und Warenform, auf die Identifikation von Herrschaft und das emanzipatorisch-transformative, eingreifende Interesse, um nur einige zu nennen. Für Bonß dreht sich die gesamte Konstellation aller Forschungen von Adorno um einen einzigen Begriff: Kapitalismus (vgl. Bonß 1983: 208).

Adornos Denken ist messerscharf und zugleich verwirrend. Er lässt nicht zu, dass Leser_innen einfach nur einer klaren Systematik folgen, um die Hauptaspekte und -argumente ausfindig zu machen. Er beschreitet Umwege, Abwege, besteht zum einen auf Dingen, um sie später wieder aufzuweichen. Seine Argumente und Ausführungen bewegen sich vom einen zum anderen und wieder zurück. Er formuliert Widersprüchliches, und die daraus entstehende Verwirrung kommentiert er lapidar: »aber so dialektisch geht es in der Welt nun einmal zu« (Adorno 1965-66/2003: 152). Die Argumente scheinen im ersten Lesen klar und stringent zu sein, und doch ist eine memorierende Wiedergabe kaum möglich, ergibt sich das Erhellende erst aus der Gesamtheit der Ausführungen. Diese Vorgehensweise mag er vielleicht mit der Erschließung durch Konstellationen und der Nichtreferierbarkeit gemeint haben. Die Unsystematik ist nicht zuletzt Ausdruck einer gezielten und gewollten Abkehr von systematischem Denken, das für Adorno nicht geeignet ist, Wirklichkeiten zu erfassen, da in der Unterordnung unter Kategorien notwendigerweise Aspekte fallen gelassen werden. Diese Subsumtionslogik kann dem betrachteten Gegenstand nicht gerecht werden.

Dialektisches Denken, das noch deutlich mehr Aspekte umfasst und nicht nur bei Adorno eine Rolle spielt, ist ob dieser Komplexität schwer zu erschließen. Ich stimme Müller zu, der »mystifizierende Darstellungen«, die die Dialektik als »eine Art Geheimlehre denken« (Müller 2008: 287), als nicht gerade hilfreich empfindet. Winkler beginnt seine Ausführungen mit dem Satz: »Als Untertreibung wird wohl gelten, wenn man festhält, dass die Lektüre der Werke Theodor W. Adornos schwer fällt« (Winkler 2013: 5), und er ergänzt: »Seine Schriften bleiben ziemlich unnahbar« (ebd.) und nicht zuletzt deshalb werde Adorno gerne lieber »vergessen«. Winkler sieht in den erst in den letzten Jahren nach und nach veröffentlichten Vorlesungen Adornos eine Möglichkeit der Annäherung, da hier in klareren Worten, leichter nachvollziehbar die Gedankenwelt erschlossen wird: »In den Vorlesungen lässt sich nämlich Adorno in seinem Denken beobachten und begleiten« (ebd.: 6), und die Schwere der Inhalte wird nicht zuletzt dadurch gemildert, dass er als »Ironiker, zuweilen geradezu kess, mit frechen Bemerkungen, die aber doch sogleich in die Tiefe der Debatten gehen«, auftritt (vgl. ebd.: 11).

Adornos Vorlesungen zur Negativen Dialektik erhellen in diesem Sinn einiges, geben aber ebenso wie die vielen Diskussionen um Adornos Denken

kaum deutliche Hinweise darauf, wie denn nun negativ-dialektisch gedacht werden könne. Dass seine Arbeiten in vielfältiger Weise in unterschiedlichen Disziplinen rezipiert und diskutiert worden sind, erschwert zuweilen sogar den Zugang. Jede dieser Auseinandersetzungen erzeugt neue Denkhorizonte. Allein für die Negative Dialektik liegen Bücher vor, in denen sie Kapitel für Kapitel besprochen wird (vgl. Naehler 1984a; Honneth/Menke 2006a), ganz zu schweigen von der Vielzahl von weiteren Bearbeitungen und Interpretationen. Solche Arbeiten führen aber eher zu mehr Unklarheit als zu Klarheit. Dies mag zum einen dem professionell hochkomplexen Anspruch mancher Rezipient_innen geschuldet sein (vgl. z.B. Honneth/Menke 2006b), zum anderen aber auch der detaillierten Spezialisierung auf einzelne disziplinspezifische Aspekte (vgl. z.B. Müller 2011). Wesche sieht dieses Problem vor allem in der frühen Rezeption der Negativen Dialektik: Indem nur Einzelaspekte in den Blick gerückt werden, z.B. die moralphilosophische Dimension oder die erkenntnistheoretische Auseinandersetzung mit Kant, Hegel und Heidegger, bleiben jeweils andere Aspekte zu wenig beleuchtet und werden der negativen Dialektik in ihrer Gesamtheit nie ganz gerecht. »Die Begeisterung war oftmals größer als die Erkenntnis und hat eine ausgewogene Rezeption eher erschwert als befördert« (Wesche 2011: 317).

Klein sieht in einer ab den späten 1960er-Jahren ersten Phase der Rezeption der Werke von Adorno hingegen eher das Problem der Ablehnung. Adorno wurde Praxisfeindlichkeit und sein Rückzug aus politischen Aktionen der Studierendenbewegung vorgeworfen. Allerdings beruhe dieses Bild – so Klein – größtenteils auf einem einseitigen Vorurteil und einer Nichtbeschäftigung mit seinen Arbeiten (vgl. Klein 2011: 436). Die Kritik durch Habermas tat das Ihre dazu, Adornos Denken als unzureichend, nicht zeitgemäß und fehlerhaft abzutun. In einer zweiten Phase ab ca. 1980 sieht Klein eine Bedeutungszunahme der Negativen Dialektik, die zuvor kaum wahrgenommen worden war. Mit etwas zeitlichem Abstand und kaum noch unmittelbaren Erfahrungen mit der Person Adorno fanden erste detailliertere Auseinandersetzungen mit Adornos Werken statt. »Man fängt an, die Texte tatsächlich zu lesen und zu interpretieren«, wo vorher eher Personenkult und/oder vorurteilsbehaftete Pauschalierungen zu finden waren (ebd.: 440). In einer dritten Phase ab Mitte der 1990er-Jahre vervielfältigt sich der Zugang zu Adornos Werken. Seine Ansätze werden nun beispielsweise mit anderen Philosophien, z.B. von Foucault und Derrida, in Verbindung gesetzt. Neu ist an diesen Zusammenführungen, dass die Arbeiten Adornos genau gelesen werden, insbesondere die Negative Dialektik Beachtung findet, Ansätze aber nicht zur Gänze übernommen werden. Klein sieht darin eine Erweiterung und Weiterentwicklung von Adornos Denken (vgl. ebd.: 442f.). In diesem Sinne verstehe ich meinen Umgang mit Adorno: Ich möchte mich weder dem ganzen Denken Adornos widmen, noch mich vom »großen« Adorno einschüchtern lassen; mir vielmehr Teilaspekte

aneignen und versuchen, diese weiterzudenken und – so mein zentrales Vorhaben – auf die konkrete bildungswissenschaftliche Problemstellung des Widerstands anwenden.

Für eine methodisch tiefere Durchdringung der negativen Dialektik suche ich zunächst entsprechende Ansatzpunkte. Stellen Kritik und Reflexion in jener Form, wie die »ältere« Kritische Theorie und daran anschließende Diskurse sie als immanente Kritik und Ideologiekritik mit notwendiger (Selbst-)Reflexion ausformuliert haben, eine Art Grundbasis denkerischer Näherung dar, werde ich nun aus der negativen Dialektik Adornos jene Fragmente kristallisieren, die – wie bereits genannt – als Denkhorizont, Lesart und Reflexionsinstanz für die zu entwickelnde Theorie von Widerstand gegen Weiterbildung zur Verfügung stehen sollen. Deshalb nähere ich mich der negativen Dialektik in einer spezifischen Lesart, in der ich jene Gesichtspunkte auswähle, die aus meiner Sicht methodisch für die weitere Denkbewegung besondere Relevanz haben. Die Diskussionen zu Negation, zum Nichtidentischen, zur Konstellation etc. in eigene Kapitel zu fassen, wird dem Denken Adornos eigentlich nicht gerecht, beschreibt er diese Aspekte doch nicht systematisch getrennt, sondern ineinander verwoben. Dementsprechend werde ich an meinem Versuch der Trennung immer wieder scheitern, verweist doch das eine auf das andere, stehen die Aspekte in engem, vermitteltem Zusammenhang und werden daher in verschiedenen Argumentationen wiederholend auftauchen. Die »künstliche« und unzureichende Strukturierung soll lediglich dabei weiterhelfen, die Komplexität etwas zu reduzieren, um sich auf dem Weg zu einer Methodenexplikation nicht vollständig zu verlieren. In vielen Aspekten werde ich Adornos Ausführungen als Inspiration nutzen, wobei ich zuweilen einzelne Details als Anregung aus Zusammenhängen reißen werde, wenn dies für die weitere Entwicklung produktiv scheint. Ich erlaube mir ein leichfüßiges, offenes Denken, indem ich von den Ausführungen Adornos ausgehe, diese ernst nehme und dennoch nicht krampfhaft an seinen Argumentationen festhalte, um mir nicht selbst Grenzen des Denkens aufzuerlegen. Stattdessen werde ich einige Überlegungen »entwenden«, um sie als Ausgangspunkte für weiterführende Gedanken, quasi als »Abflugrampe« für Überschreitungen, zu nutzen.

3.3.1 (Negative) Dialektik

Dialektik ist weder eine genuin materialistische Denkweise noch ist die kritische Form der *negativen* Dialektik allein dem Denken und der Feder Adornos entsprungen. Adorno bezieht sich auf eine Fülle von bereits Gedachtem, sodass viele seiner Gedanken nicht neu oder lediglich adaptiert sind. In der Negativen Dialektik arbeitet Adorno kritisch die idealistische Vergangenheit der Dialektik, insbesondere in seiner Ausprägung bei Hegel, heraus, um die

negative Dialektik davon abzugrenzen, aber bereits Marx arbeitete negativ-dialektisch (vgl. Demirović 1999: 649). Allerdings besticht Adornos Arbeit durch die Dichte und die spezifischen Schwerpunktsetzungen. Sein gesamtes Buch widmet sich einer gründlichen Argumentation dieses Zugangs und einem Vollzug und einer Vorführung negativ-dialektischen Denkens. In diesem Sinn ist für Adorno negative Dialektik eine Methode und gleichzeitig keine Methode. »Dialektik als Verfahren heißt, um des einmal an der Sache erfahrenen Widerspruches willen und gegen ihn in Widersprüchen zu denken« (Adorno 1966/2003: 148). Begriffe und Gedanken werden »durch Widersprüchlichkeit in Bewegung gesetzt« (Bernstein 2006: 109). Dieser komplexen Denkweise gilt es, sich Schritt für Schritt klärend anzunähern.

Ausgangspunkt der Dialektik ist die *Wahrnehmung* von Widersprüchen. »Dialektische Erkenntnis nicht, wie ihre Gegner es ihr vorrechnen, von oben her Widersprüche zu konstruieren und durch ihre Auflösung weiterzuschreiten [...]. Stattdessen ist es an ihr, der Inadäquanz von Gedanke und Sache nachzugehen; sie an der Sache zu erfahren« (Adorno 1966/2003: 156). Widersprüche, Antinomien, Antagonismen – zwischen diesen Begriffen wird in der (negativen) Dialektik nicht so streng unterschieden wie in der formalen Logik – sind der Sache inhärent und daher weder ein logischer Fehler noch ein aufzulösender Störfaktor, sondern notwendigerweise in die Begriffe und Verhältnisse eingeschrieben. In dieser Auffassung von Widersprüchen liegt ein Grund für den Streit zwischen Logik und Dialektik, nicht zuletzt ausgetragen zwischen Positivismus und Kritischer Theorie. In Zurückweisung der Einschränkung des Denkens durch die formale Logik formuliert Adorno: »Denken braucht nicht an seiner eigenen Gesetzlichkeit sich genug sein zu lassen; es vermag gegen sich selbst zu denken, ohne sich preiszugeben; wäre eine Definition von Dialektik möglich, so wäre das als eine solche vorzuschlagen« (Adorno 1966/2003: 144).

Zentral für jede Dialektik ist für Adorno also der »Begriff des Widerspruchs, und zwar des Widerspruchs in den Sachen selbst, des Widerspruchs *im* Begriff, nicht des Widerspruchs *zwischen* Begriffen« (Adorno 1965-66/2003: 17, Hervorhebung i. Orig.). Der Begriff ist in sich selbst widersprüchlich, da er als Begriff nie vollständig erfassen kann, was er zu erfassen vorgibt. Begriffe identifizieren das Nichtidentische und schließen es dadurch aus. Für Müller besteht das konsequent vermittelnslogisch-reflexive Denken bei Adorno darin, die Widersprüche darüber hinaus auf mehreren Ebenen zu verorten (vgl. Müller 2008, 2011). Widersprüche finden sich insofern bereits in den Begriffen selbst, als sich zwei Gegensätze nicht als äußerliche Gegensätze gegenüberstehen, die sich lediglich durch Interdependenzen beeinflussen. Vielmehr ist – Hegels Dialektik aufnehmend – im einen das jeweils andere bereits eingeschlossen und angelegt: »Dies ist eine innere Vermittlung; sie besteht darin, daß die beiden entgegengesetzten Momente nicht etwa wechselseitig aufei-

nander verwiesen sind, sondern daß die Analyse eines jeden in sich selbst auf ein ihr Entgegengesetztes als ein Sinnenimplikat verweist. Das könnte man das Prinzip der Dialektik gegenüber einem bloß äußerlich, dualistisch oder disjunktiv, unterscheidenden Denken nennen« (Adorno 1962-1963/1974: 142). Das heißt, dass bereits in der Analyse einer Seite eines Widerspruchs die ande-re sichtbar wird, der Widerspruch demnach immanent ist (vgl. Adorno 1965-66/2003: 21). Widersprüche müssen daher als Einheit gedacht werden, indem »die Gegensätzlichkeit zweier sich scheinbar ausschließender Möglichkeiten anerkannt und dennoch in einer Einheit betrachtet werden« (Müller 2008: 297; vgl. auch Ritsert 1997: 155). Zur Veranschaulichung nochmals in anderen Worten: Die Vermittlung der Gegensätze ist so zu denken, dass bei Phäno-menen, »die in einem strengen Gegensatzverhältnis zueinander stehen [...], dennoch der jeweils eine Pol den anderen (oder zumindest Merkmale des an-deren) *in sich* enthält« (Müller 2011: 224, Hervorhebung i. Orig.). Die Analyse des einen Pols würde dann also den ihr entgegengesetzten Pol bereits sichtbar machen (vgl. ebd.). Ein sozialwissenschaftliches Beispiel stellt das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft dar. Diese stehen sich scheinbar gegensätz-lich gegenüber, das Individuum nimmt Gesellschaft als ein von sich Äuße-res wahr, dem es sich einzufügen oder dem es zu widerstehen hat. Und doch ist Gesellschaft nur durch das Individuum und ist das Individuum nur durch Gesellschaft geworden. Kritische Theorien verorten dialektische Verhältnisse und ihre Widersprüche nicht nur in einzelnen Begriffen, sondern im gesell-schaftlich Ganzen, zwischen Klassen, zwischen Interessen, zwischen Herr-schaft und Unterdrückten etc. (vgl. z.B. Haug, W.F. 2008). Auf gesellschaft-liche Widersprüche bezieht sich Adorno, wenn er festhält, »daß wir in einer antagonistischen Gesellschaft leben« (Adorno 1965-66/2003: 20).

Die Negative Dialektik ist auch Fortführung und Begründung der Gedan-ken der »Dialektik der Aufklärung«, in der von Horkheimer und Adorno die *notwendig* widersprüchlichen Entwicklungen, die aus der Aufklärung selbst hervorgehen, verdeutlicht werden. Die Aufklärung als Weg aus der Mythologie schlägt wieder in solche zurück, Befreiung schlägt in Barbarei um (vgl. Hork-heimer/Adorno 1969/1988). Diese Entwicklung ist nicht zufällig, der hervor-brechende Widerspruch vielmehr notwendig inhärent. Horkheimer und Adorno legen in dieser Schrift neben einer eindrücklichen Nachvollziehbarkeit der Gedanken auch eine »Abrechnung« mit gesellschaftlichen Entwicklungen vor. Geprägt von Erfahrungen des Nationalsozialismus wird drastisch vor Augen geführt, wie sich die Aufklärung selbst aufgibt und doch nur aus sich selbst heraus bestehen bleiben kann. Auch wenn uns die entsetzlichen Geschehnisse während des Nationalsozialismus nicht mehr so unmittelbar präsent sind wie für Horkheimer und Adorno damals, so bleibt die Erkenntnis des Umschlags doch bestechend und auf viele andere Aspekte anwendbar. Steinert schlägt ent-

sprechend vor, die Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm mit Facetten aktueller Entwicklungen weiterzuverfolgen (vgl. Steinert 2007a).

Kehren wir aber zu den inhärenten Widersprüchen selbst zurück. Koneffke formuliert einen solchen Widerspruch, der die Vermitteltheit und Verwobenheit meines Erachtens gut verdeutlicht: »In ihrer individuellen und allgemeinen Reproduktion sind die Menschen nicht frei. Aber diese Unfreiheit hat die Form der Mündigkeit. Das heißt: die reale Freiheit der Individuen ist die Bedingung ihrer Unfreiheit« (Koneffke 1999: 304). Etwas ist demnach wahr und unwahr zugleich, was Adorno immer wieder verbal explizit ausdrückt: etwas sei wahr, insofern ..., und es sei unwahr, insofern ... Widersprüchlichkeit fasst Adorno dabei als »Reflexionskategorie, die denkende Konfrontation von Begriff und Sache« (Adorno 1966/2003: 148). Diese Widersprüche sind nicht dichotom und dualistisch zu denken. Weil die Gegensätze vermittelt gedacht werden, sich gegenseitig in Bewegung bringen, sich nicht starr gegenüberstehen und Begriffe in sich selbst widersprüchlich sind, »zerfällt die starr dichotomische Struktur« (Adorno 1966/2003: 143). Diesen Gedanken, den auch Brunkhorst (1990), Müller (2008, 2011) und Ritsert (2011) betonen, finde ich besonders wichtig, um im dialektischen Denken nicht in dichotome, häufig hierarchisch wahrgenommene Dualität zu verfallen. Adorno weist darüber hinaus Vereinfachungen zurück, die darauf hinauslaufen, festzustellen, »daß jedes Ding seine zwei Seiten hat« (Adorno 1951/1980: 281). Dies sei ein Rückfall in undialektisches Denken.

Was ist nun die Besonderheit der *negativen* Dialektik? Adorno verweist in seiner Vorrede auf eine bewusste Provokation: »Die Formulierung Negative Dialektik verstößt gegen die Überlieferung. Dialektik will bereits bei Platon, daß durchs Denkmittel der Negation ein Positives sich herstelle; die Figur der Negation der Negation benannte das später prägnant. Das Buch möchte Dialektik von derlei affirmativem Wesen befreien, ohne an Bestimmtheit etwas nachzulassen. Die Entfaltung seines paradoxen Titels ist eine seiner Absichten« (Adorno 1966/2003: 9). Zu Recht sei die Frage zu stellen, »ob nicht eine jede Dialektik negative Dialektik sei« (Adorno 1965-66/2003: 23), da Negation immer eine große Rolle spielt. Für Adorno besteht allerdings in der Positivität der Negation der Negation jener Aspekt, der Dialektik – z.B. bei Hegel – zu einer positiven Dialektik macht (vgl. ebd.: 27), der Adorno eine negativ bleibende Dialektik entgegenstellt. In seiner Vorlesung stellt Adorno in den Vordergrund, negative Dialektik sei »eine Dialektik nicht der Identität sondern der *Nichtidentität*« (Adorno 1965-66/2003: 15, Hervorhebung i. Orig.).

Einer der essenziellsten Momente einer negativen Dialektik, der in der oben beschriebenen Formulierung bereits mitschwingt, ist aber die Negation der Negation, die sich bei Hegel in ein Positives der Synthese wendet, die Adorno jedoch strikt ablehnt, weil sie weder möglich noch kritisch wünschenswert ist (vgl. ebd.: 161, 151). Seine Ausführungen nennt er selbst daher einen Weg,

»mir selbst auf die Sprünge zu kommen, *warum* ich mich gegen den Begriff der Synthese so sträube« (Adorno 1965-66/2003: 16, Hervorhebung i. Orig.). Synthese sei Identität und vernachlässige somit das Nichtidentische. Synthese sei dem Fetisch des Positiven geschuldet. Synthese bringe das Denken scheinbar zu einem Abschluss, der Herrschaft reproduziere, da wiederum alles dieser Synthese unterworfen werde. Meyer-Drawe stellt einen Übergang zu Merleau-Ponty her, der ebenso eine »Dialektik ohne Synthese« entwirft, in der das Denken, wie bei Adorno, nicht in einer Aufhebung des Negativen zur Ruhe kommen kann (vgl. Meyer-Drawe 1990: 67ff.). Merleau-Ponty, ein Vertreter der Phänomenologie, spricht – den Ausführungen Adornos ähnlich – von der Nichtberücksichtigung von nicht unmittelbar Erfassbarem (ähnlich dem Nichtidentischen bei Adorno) oder von der Notwendigkeit der Selbstreflexion der Dialektik, um nicht zu einem »Manöver« zu verkommen und um im Prozess notwendige Selbsttäuschungen aufzudecken. Dialektik – für Merleau-Ponty ein »Abenteuer« – ist »prinzipiell ein Denken mit mehreren Zentren und mehreren Zugängen [...], das Zeit braucht, um sie alle zu erkunden« (Merleau-Ponty 1974: 246; vgl. auch Merleau-Ponty 1994). Auch bei Adorno muss sich Dialektik gegen sich selbst kehren, muss selbstreflexiv bleiben (vgl. Adorno 1966/2003: 397f.). »Solche Dialektik ist negativ« (Adorno 1966/2003: 145).

In der Beschäftigung mit den Widersprüchen, so Adorno, soll und kann Bewegung in das Denken gebracht werden. Er formuliert die Notwendigkeit, nicht zwischen den Widersprüchen zu wählen: »Subjektives Bewußtsein, dem der Widerspruch unerträglich ist, gerät in verzweifelte Wahl. Entweder muß es den ihm konträren Weltlauf harmonistisch stilisieren und ihm, gegen die bessere Einsicht, heteronom gehorchen; oder es muß sich, in verbissener Treue zur eignen Bestimmung, verhalten, als wäre kein Weltlauf, und an ihm zu grunde gehen« (Adorno 1966/2003: 155). Widersprüche aufzulösen sei aber lediglich Vereinfachung und erliege der Versuchung, wahrgenommene Widersprüche als Denkfehler abzutun. Wie Müller am Ende seiner Ausführungen formuliert: »Der Widerspruch ist nicht das Problem der Dialektik, er ist die Lösung« (Müller 2011: 150).

Dammer sieht in der Schwierigkeit, Widersprüche auszuhalten, einen Grund für eine Abwehr dialektischen Denkens bei Pädagog_innen: »Nur die wenigsten von ihnen sind in der Lage, diese Widersprüche auszuhalten, offen zum Thema ihrer Praxis zu machen und damit ihre psychische Selbsterhaltung zu gefährden« (Dammer 1999: 199). In der kritischen Bildungswissenschaft wird die Notwendigkeit, in Widersprüchen zu denken, hingegen ausdrücklich betont, beispielsweise von Heydorn. F. Haug malt ein Bild des Lernens in und aus Widersprüchen: »In diesem Widerspruch heißt es, sich humorvoll und vergnüglich zu bewegen, sodass Lernen eine Lust und ein Vergnügen wird. Lernen heißt demnach, sich in Widersprüchen zu bewegen, ohne die Balance zu verlieren, ohne zerrissen zu werden, ohne sich bequem auf eine Seite zu schla-

gen, ja die Widersprüche selbst als Fortbewegungsmittel, als Erkenntnis zu nutzen« (Haug, F. 2003: 103). Messerschmidt bezeichnet die Herangehensweise Koneffkes als Konfrontation mit den Widersprüchen in der Bildung: »Beunruhigend bleiben Fragen, die nicht mit einer Antwort aufgelöst werden können und Kritik, die unabsließbar bleibt. [...] Vieles ist dabei möglich, bloß keine Flucht aus der Anstrengung des Denkens, und vieles kann dabei aufgegeben werden, bloß nicht das Nachdenken. Fluchtgedanken und Resignation können sich durchaus einstellen angesichts einer Bildungskonzeption, die Bildungsprozesse von ihrer negativen Seite her fasst und keinem Begriff glückter Bildung traut. Im Gelingen der Pädagogik liegt ihr Scheitern, im Scheitern erst ihr Gelingen« (Messerschmidt 2007: 145). Neoliberale Kompetenz- und Qualifikationsmodelle sieht sie als Flucht aus der Widersprüchlichkeit, sie macht aber auch in kritischen Bildungstheorien und -konzepten Fluchtbewegungen aus (vgl. ebd.). Gruschka besteht auf der Möglichkeit und Unmöglichkeit zugleich und formuliert: »Die ›negative Pädagogik‹ wird zu einem Versuch, auf der Basis der historischen Entwicklung der Gesellschaft zu erklären, warum die Verwirklichung der Pädagogik zugleich mißlang und doch gelingen könnte« (Gruschka 1988: 35). Aus philosophischer und politischer Perspektive argumentiert hingegen W.F. Haug, neben einer theoretische Dialektik ergänzend eine praktische Dialektik zu stellen, die entlang der Widersprüche eingreifend aktiv wird (vgl. Haug, W.F. 2008).

Was kann nun aus (negativ) dialektischem Denken als erste methodische Fragmente gewonnen werden? In einer widersprüchlichen Gesellschaft gilt es nicht nur, diese Widersprüche aufzuspüren und deren Bedingtheiten, Bedingungen und Bedeutungen nachzugehen, sondern insbesondere auf die dialektische Vermitteltheit aufmerksam zu machen. Dialektisches Denken erfordert, sich nicht auf dichotome Unterscheidungen zu reduzieren, sondern die Nuancen und komplexen gegenseitigen Verwobenheiten in den Blick zu nehmen. Die Widersprüche können Ausgangspunkt und Gegenstand von Analysen und Reflexionen werden und das dialektische Denken hat sich bewusst, offen und fließend in diesen Widersprüchen zu bewegen. Negativ-dialektisches Denken erfordert, die Widersprüche in ihrer Unauflöslichkeit wahrzunehmen, und muss daher beachten, nicht in Unterordnungen, gewaltvolle Synthesen oder affirmative Fortschrittshoffnungen zu verfallen.

Für das Vorhaben, Widerstand negativ-dialektisch zu lesen, ergeben sich ein paar erste Fragen: Welche Widersprüche liegen in und zwischen der Erwartung ständiger Lernbereitschaft und Lernwilligkeit und der widerständigen Entziehung aus diesem Zwang? Inwiefern ist Widerstand gegen Weiterbildung in sich selbst widersprüchlich? Wäre Widerstand gegen Weiterbildung auflösen zu wollen eine Form der Herrschaft reproduzierenden Synthesis?

3.3.2 Negation und das Negative

Adornos Dialektik ist negativ und damit ist bereits festgelegt, dass die Negation und das Negative eine bedeutsame Rolle spielen. Im ersten Satz seiner Vorrede spricht er seinen Verstoß an, mit der *negativen* Dialektik zu negieren, dass die Negation der Negation ein Positives herstelle (vgl. Adorno 1966/2003: 9). So gleich werden zwei essenzielle Begriffe, das »Negative« und die »Negation«, eingeführt. Nicht nur bei Adorno, sondern auch in der Vielzahl von Interpretationen und Weiterführungen sind diese beiden Termini aber nicht klar voneinander abgegrenzt, so sie überhaupt abgegrenzt werden (sollen). Ob den Autor_innen, die sich der Diskussion der negativen Dialektik widmen, die Begriffe der Negation und des Negativen von vornherein klar sind, ob sie Unterscheidungen als nicht weiter relevant erachten, die nicht weiter vertieft werden (sollen) oder ob eine Auseinandersetzung damit zuweilen sicherheitshalber »umschifft« wird, kann ich aus den Texten nicht erschließen. Ich entdeckte auf meiner Suche nach Klarheit wenig Klarheit. Während die Negation den Akt der Verneinung repräsentiert, enthält das Negative eine doppelte – formale und wertende – Bedeutung. Obschon die Dialektik Adornos als *negative* diesen Begriff als relevant vor sich herträgt, bleibt er dennoch häufig unbestimmt und offen. In Adornos eigenen Ausführungen entspricht dies seinem Zugang, Begriffe zu umkreisen, um sie dadurch zu öffnen.

Negation und das Negative – als Substantivierung von »negativ« – bedeuten in erster Näherung das Verneinen, das Verneinte und verweisen primär auf eine formale Bedeutung, das eine Mal als Akt der Verneinung, das andere Mal als Ergebnis, als Geschehenes, als das der Negation Entspringende. In der Logik ist mit der Negation formal die Aufhebung durch etwas Entgegengesetztes bezeichnet, worauf Adorno in der Zurückweisung des Positiven als Negation der Negation verweist. Als Hilfskonstrukt für den formalen Aspekt des Negativen scheint mir die Metapher des Negativs aus der Fotografie oder dem Skulpturenguss geeignet: Das Negativ ist das Andere, das Nicht-, das dem Positiven, dem Gesetzten, dem Seienden als »Subtrahiertes« gegenübersteht, das inverse Abbild.² Sowohl die Negation als auch das Negative können aber über dieses formale Verständnis hinaus eine werturteilende Konnotation beinhalten oder explizit zum Ausdruck bringen. Negation als Ablehnung impliziert ein solches Verständnis ebenso wie das Negative, wenn damit etwas wertend als schlecht, böse, falsch etc. benannt wird. Während Knoll sich in seiner Dissertation angenehm leichtfüßig zwischen diesen unterschiedlichen Verständnissen hin- und herbewegt und auf die jeweilige Bedeutung klar verweist (vgl. Knoll 2005:

2 | Aus diesem Grund spreche ich bewusst von Nicht-Teilnahme und Nicht-Lernen statt von Nichtteilnahme und Nichtlernen (nur in wörtlichen Zitaten bleibt die jeweils von den Autor_innen gewählte Variante unverändert).

z.B. 212), sind in vielen anderen Ausführungen und auch bei Adorno selbst die jeweiligen Verwendungen nur aus dem Zusammenhang zu entschlüsseln bzw. bleiben häufig sogar uneindeutig. Diese Offenheit erschließt allerdings die Möglichkeit, die beiden Verständnisse nicht nur dichotom zu setzen, sondern fließende Übergänge zuzulassen. Das formale Verständnis ergibt sich zumeist aus der engen Verknüpfung des Negativen mit dem Nichtidentischen, und doch vermischen sich formale und wertende Negation. Bei Wesche tritt dies besonders deutlich hervor, weil er gar nicht zwischen diesen möglichen Bedeutungen unterscheidet, sondern unmittelbar dazu übergeht, das Negative mit dem Bösen und Schlechten gleichzusetzen (vgl. Wesche 2011: 318ff.). Er scheint hier an Theunissen anzuschließen, der auf der Adorno-Konferenz von 1983 ebenfalls Adornos Negativität ausschließlich als das »Nichtseinsollende« und nicht als das »Nichtseiente« (Theunissen 1983: 41, Hervorhebung i. Orig.) interpretiert. Eine solche Lesart scheint mir doch vorschnell und zielt an der Bedeutung der negativen Dialektik vorbei, auch wenn dieser wertende Anteil große inhaltliche Bedeutung nicht nur bei Adorno selbst, sondern in der gesamten Kritischen Theorie hat. Die negativ bewertete Realität wird kritisiert und abgelehnt, ohne allerdings auf der Negativität an sich zu beharren, sondern vielmehr in einer bestimmten Negation und bei Adorno vor allem in der Wahrnehmung zu verbleiben, dass im Negativen das Potenzial eines Anderen enthalten sein kann (vgl. Angehrn 2008: 268).

Verfolgen wir bei Adorno die Begriffe, so unterscheidet er aus meiner Sicht zuweilen deutlich beide Aspekte, vermischt sie an anderer Stelle und verwendet sie wiederum an anderer klar wertend. Die formale Bedeutung tritt besonders deutlich in den Ausführungen zur Negation der Negation hervor: Aus dieser habe Hegel eben fälschlicherweise das Positive angenommen. Den fließenden Übergang zum wertenden Urteil erschließt uns Adorno deutlicher am Positiven denn am Negativen. Insbesondere in der Vorlesung über Negative Dialektik führt er diese Doppeldeutigkeit vor: Positiv ist zum einen das, was ist, was gesetzt und gegeben ist. Zugleich ist mit dem Begriff das Bejahenswerte, Gute konnotiert. Positiv zu denken, eine positive Lebenseinstellung wird zum Credo erhoben, an das gute Positive soll unhinterfragt geglaubt werden. Die formale und wertende Bedeutung fügt er in einem Satz zusammen und fordert meines Erachtens indirekt dazu auf, den Unterschied wahrzunehmen: »Das ist das, was aus dem Begriff der Positivität geworden ist. Dahinter steht der Glaube, das Positive [1] sei *an sich* bereits ein Positives [2]« (Adorno 1965-66/2003: 33, Hervorhebung i. Orig., Zahlen in Klammern D.H.). Während das Positive Nummer 1 auf das formal Positive verweist, tritt mit dem Positiven Nummer 2 die wertende Wendung hinzu – oder genau umgekehrt. Wir werden immer wieder auf diese Doppel- und Mehrfachbedeutung stoßen, ich widme mich aber zunächst noch der inhaltlichen Dimension der Negation und des Negativen.

In die Dialektik kann nun – so Adorno – in keiner Weise Hoffnung auf synthetische Auflösung zum Positiven (vgl. Adorno 1966/2003: 9) gesetzt werden, denn Widersprüche bleiben bestehen, müssen bestehen bleiben. Widersprüche synthetisch aufzulösen hieße, das Nichtidentische, das nicht ganz Fassbare, das Andere, das nicht vordergründig Wahrnehmbare und das nicht Benennbare zu beseitigen. Eine an Synthese ausgerichtete Dialektik orientiert sich am Positiven, setzt dieses als das Richtigere voraus. Die Negation wird lediglich zu einem notwendigen »Umweg«, um zur dialektisch nächsten Ebene zu gelangen. Dem Negativen wird in einer solchen Denkweise einerseits eine lediglich formale Stellung zuerkannt, nicht jedoch eine eigenständige Bedeutung. Andererseits bestärkt eine solche Vorgehensweise den Vorrang des Positiven sowohl im Sinne des Gesetzten, Gegebenen als auch mit wertender Konnotation. »Die Negation der Negation macht diese nicht rückgängig, sondern erweist, daß sie nicht negativ genug war; sonst bleibt Dialektik zwar, wodurch sie bei Hegel sich integrierte, aber um den Preis ihrer Depotenzierung, am Ende indifferent gegen das zu Beginn Gesetzte. Das Negierte ist negativ, bis es verging. Das trennt entscheidend von Hegel. Den dialektischen Widerspruch, Ausdruck des unauflöslich Nichtidentischen, wiederum durch Identität glätten heißt soviel wie ignorieren, was er besagt, in reines Konsequenzdenken sich zurückzugeben. Daß die Negation der Negation die Positivität sei, kann nur verfechten, wer Positivität, als Allbegrifflichkeit, schon im Ausgang präsupponiert« (Adorno 1966/2003: 162). Mit *negativer* Dialektik wendet sich Adorno gegen Hegels positive Dialektik und fasst die negative Dialektik im Unterschied dazu als kritische: Dialektik habe sich kritisch zu verhalten und nicht, wie bei Hegel, zu versuchen, »in allen Negationen das Affirmative zu finden« (Adorno 1965-66/2003: 36). Adorno setzt deshalb auch negative Dialektik mit Kritischer Theorie gleich (vgl. ebd.). Die Negation und das Negative sind demnach methodisch als Verneinung und Ablehnung zu fassen. In der Verneinung als denkerischer, formaler Akt, der auf das Nichtidentische verweist, aber auch – da Methode und Inhalt nicht zu trennen sind – als Ablehnung der negativen (hier wertend) gesellschaftlichen Bedingungen, der Herrschaftsverhältnisse, des Leids. Maaßen legt seinen Schwerpunkt deshalb auf Adornos »bösen Blick«, der daraus gespeist wird, dass die Gesellschaft als *nicht* die beste aller möglichen angenommen wird (vgl. Maaßen 2003). Ohne das Richtiges benennen zu können, obwohl es als Möglichkeit bereits vorhanden ist.

Negative Dialektik ist für Adorno nun also vor allem die kritische Abkehr von der Dialektik Hegels, in der die Negation der Negation zum Positiven und damit zum Affirmativen wird (vgl. Adorno 1965-66/2003: 27f., 50f.). Zu diesem Motiv kehrt er in immer neuen Argumentationsschleifen zurück, denn er sieht darin das wesentliche kritische Element der negativen Dialektik, »die sich *kritisch* zu verhalten hat«, anstatt »in allen Negationen das Affirmative zu finden« (Adorno 1965-66/2003: 36, Hervorhebung i. Orig.). Adorno kriti-

siert die Ideologie des Positiven. »Ermuntert die Ideologie heute mehr denn je den Gedanken zur Positivität, so registriert sie schlau, daß eben diese dem Denken konträr sei und daß es des freundlichen Zuspruchs sozialer Autorität bedarf, um es zur Positivität zu gewöhnen« (Adorno 1966/2003: 30). Adorno formuliert dies mit einem peripheren Hinweis auf die Arbeit in kapitalistischen Verhältnissen, die ebenfalls nur unter »freundlichem Zuspruch« von negativer zu positiver Bedeutung gebracht werden konnte. Er verweist ebenso auf alltagssprachliche Konnotationen, wonach Menschen gelobt werden, wenn sie positiv seien. Vorherrschend wird »das Positive an sich fetischisiert« (Adorno 1965-66/2003: 162). Er greift damit auf den Fetischbegriff zurück, der seit Marx Ausdruck dafür ist, etwas durch Menschen Gemachtes als naturgegeben zu begreifen, ohne die Entstehungsweise und Wirkmechanismen durchzuschauen zu können (Marx 1867/1988: 89ff.). Nur noch kritisch-reflexiv bleibt durchschaubar, dass das zum »Guten« erhobene Positive der herrschenden Logik und deren Machtausübung entsprungen ist.

Gleichzeitig relativiert Adorno in seiner Vorlesung aber auch die Abgrenzung zur Positivität: »Wenn ich von negativer Dialektik spreche, dann ist nicht das geringste Motiv dabei das, daß ich diese Fetischisierung des Positiven schlechthin, [...], daß ich mich dagegen eben aufs schärfste abgrenzen wollte. Es muß eben gefragt werden, *was* bejaht wird, was zu bejahren sei und was nicht zu bejahren sei, anstatt daß das Ja als solches schon zum Wert erhoben wird« (Adorno 1965-66/2003: 34, Hervorhebung i. Orig.). Da aber das Positive Ideologie und Täuschung ist, bedarf es konsequenter Negation und Kritik. »Aus diesem Grund also könnte man, um es dialektisch auszudrücken, sagen, daß gerade das positiv Auftretende wesentlich das Negative, das zur Kritik stehende sei« (Adorno 1965-66/2003: 34). (Auch hier finden wir wieder eine wunderbar verwirrende Vermischung formaler und wertender Begriffsverwendung.) Und weiter: »Und das ist das Motiv, das wesentliche Motiv, für Konzeption und Nomenklatur einer negativen Dialektik« (Adorno 1965-66/2003: 34). Gleichzeitig dürfe auch das Negative nicht als absolut festgeschrieben werden, denn jede Verabsolutierung ist wiederum identifizierend begrenzend und unzureichend (vgl. ebd.: 43). »Negativität an sich ist kein Gut, das zu verteidigen wäre. Sie schlägt somit sogleich ihrerseits in schlechte Positivität um« (ebd.: 44), und er warnt vor einer negativen Haltung der Haltung willen, die der Verpflichtung zur unablässigen Selbstreflexion nicht nachkomme (ebd.: 44f.). Eine solche Haltung fasst er als »abstrakte« Negation, in der die Ablehnung zum Prinzip erhoben wird, in der die Negierenden sich außerhalb des Negierten stellen und die unspezifisch, allgemein und beliebig bleibt. Dem setzt Adorno – an Hegel anknüpfend – die bestimmte Negation entgegen, die spezifische Aspekte in die Kritik nimmt und benennt, was zu negieren ist (vgl. Bartonek 2011: 124ff.) und damit direkt an Inhalten orientiert ist. »Bei dem bestimmten Negieren ist das Denken an die Problematik gebunden, die es kritisiert« (Bartonek 2011: 126).

Beispielsweise: »Freiheit ist einzig in bestimmter Negation zu fassen, gemäß der konkreten Gestalt von Unfreiheit« (Adorno 1966/2003: 230).

Kritische Theorie erfährt ab den 1970er- und 1980er-Jahren unter anderem aufgrund der radikalen Negativität Ablehnung, ein aus der Sicht von Steinert »merkwürdiger Vorwurf, der ein Denken für überholt bis unbrauchbar erklärt, weil es ›pessimistisch‹ oder ›zu radikal‹ sei« (Steinert 2007a: 20). Hoffmann analysiert die Abneigung gegen solche Arten von Kritik folgendermaßen: »Grundsätzliche Kritik [...] verstößt augenscheinlich derart gegen die Regeln, dass sie nur durchgehalten wurde, solange es eine größere Anzahl von Mitstreitern gab« (Hoffmann 2007: 79f.). Adorno selbst greift das Problem auf, dass die Orientierung an einer Totalität, die Ausrichtung des Denkens auf ein Ganzes, auch wenn dies nicht zu erfassen sei, und die Ausrichtung auf Veränderung so etwas wie – in meinen Worten – Überforderung der Wissenschaft zur Folge habe. »Der Verzicht auf eine kritische Theorie der Gesellschaft ist resignativ: man wagt das Ganze nicht mehr zu denken, weil man daran verzweifeln muß, es zu verändern« (Adorno 1962/1972: 565). W.F. Haug sieht allerdings das Problem darin, dass mit der Negation im Vordergrund eine zu starke Skepsis gegenüber dem Positiven vermittelt wird. Er plädiert daher ergänzend für eine aktive, praktische Dialektik, um, »sei es auch nur punktuell und momentan, befreiende Beweglichkeit zurückzugewinnen« (Haug, W.F. 2008: 31). Ähnlich argumentiert Dunayevskaya in dem von ihr entworfenen »marxistischen Humanismus« und in Auseinandersetzung mit Hegel, dass in der absoluten, abstrakten Negativität und der zweiten Negation befreiende Potenziale aufzufinden seien, und sie sieht bei Adorno eine undialektische Ablehnung absoluter Negativität und dessen revolutionärer Potenziale (vgl. Hudis/Anderson 2002: 24; Dunayevskaya 1973/1981, 1953-1987/2002: 231ff.). Ganz so pessimistisch werden Adorno und Teile der Kritischen Theorie aber nicht von allen eingeschätzt, denn Adorno formulierte selbst, dass im Gegenteil die traditionelle Theorie resignativ sei. Selbst in der radikalen Negativität und Negation formuliert Adorno mögliche Hoffnungshorizonte, besteht aber mit Nachdruck darauf, dass die derzeitigen Verhältnisse nur negative Philosophie zulassen. Entsprechend verwehrt er sich auch gegen die häufig vorgebrachte Forderung, Kritik müsse immer auch zugleich konstruktiv sein (vgl. Adorno 1969a/1971: 18f.). Noch deutlicher wird er in seiner Vorlesung zur Negativen Dialektik: »Aber von außen die Forderung heranzubringen: ja, wenn er ein negatives Prinzip hat oder wenn er die Negativität für ein wesentliches Medium hält, dann darf er doch eigentlich überhaupt nichts sagen, – darauf ist im Grunde nur zu antworten mit dem: das würde jenen so passen!« (Adorno 1965-66/2003: 45f.).

In der Pädagogik trifft Negativität auf besonders starke Abwehr, sieht sie sich selbst doch vor allem handlungsorientiert, sodass der Negation scheinbar kein Platz eingeräumt werden kann. Am Widerstand gegen (Weiter-)Bildung

werde ich zeigen, dass schon diese Grundannahme eine Fehleinschätzung ist, weil sich auch negativ Handeln lässt. Dass Negation darüber hinaus eine wesentliche kritische Funktion auch in der Pädagogik, der Erwachsenenbildung und den Bildungswissenschaften haben kann, werde ich im nächsten Exkurs näher beleuchten. Dammer und Gruschka begründen die Notwendigkeit einer negativen Pädagogik konsequent, wobei die Negation falscher Praxis ein wesentliches Element dabei ist (vgl. z.B. Dammer 1999: 194; Gruschka 2011). Hoffmann thematisiert das Politische in der Negativität: »Indem die Kritische Erziehungswissenschaft auf alle pädagogischen Phänomene hinweist, die die positive Veränderung des Bestehenden verhindern, erfüllt sie eine eminent politische Aufgabe« (Hoffmann 2007: 63). Steinert formuliert allgemeiner, dass die Kritische Theorie »eine Form von Gegenwehr dar[stellt]: Was Angst und Aussichtslosigkeit verbreitet, wird genau ins Auge gefasst. Wo andere sich die Lage schönreden und ihre Chancen zu verbessern suchen, besteht das Glück der Erkenntnis in der Kritischen Theorie in nichts so sehr wie in Illusionslosigkeit« (Steinert 2007a: 211).

Was lässt sich methodisch gewinnen? Negation und das Negative haben eine formale und wertende Seite, die aber nicht streng voneinander getrennt werden können, da Inhalt und Form in der Kritischen Theorie zusammenfallen. Dennoch bringt das Negative die inverse Kehrseite von Verhältnissen, von Begriffen, von Gegenständen zum Ausdruck. Sie deutet bereits das Nicht-identische an und lässt darüber hinaus aber auch zu, den Blick umzukehren, ob nun als Analyseperspektive, die sich explizit auf diese Negativität richtet, oder als Denkversuch, wo das Negative verborgen sein könnte und was es zum Ausdruck bringt. Negiert wird aber auch das als falsch Beurteilte, jene Aspekte gesellschaftlicher Verhältnisse, die einem besseren Anderen entgegenstehen bzw. die – da das Richtige noch nicht benennbar ist – als das zumindest Falsche festgemacht werden können. Methodisch bedeutet dies, den Blick konsequent darauf zu richten, was es zu negieren gilt, anstatt in hoffnungsvolle Positivität zu verfallen. Negieren bedeutet aber auch, den Blick konsequent darauf zu richten, welche inverse Negativität in Begriffen, in Sachverhalten und in analysierten Verhältnissen noch ausfindig gemacht werden kann.

Für die Beschäftigung mit Widerstand gegen (Weiter-)Bildung ergeben sich aus der Negation und der Negativität bereits einige Anhaltspunkte, an denen anzuknüpfen wäre: Ist Widerstand gegen Weiterbildung die Negation des Zwangs zur Weiterbildung oder die Negation der Weiterbildung überhaupt? Was am Widerstand könnte als das formal Inverse und was als wertendes Urteil verstanden werden? Unterliegt Weiterbildung einer fetischisierten Positivität? Falls Widerstand die Negation von Weiterbildung ist: Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Weiterbildung und für den Widerstand als Handlungsfigur, die sich nur negativ zum Ausdruck bringt?

3.3.3 Nichtidentisches

Das Nichtidentische ist in vielen Aspekten kaum von der Negation zu trennen. »Unmittelbar ist das Nichtidentische nicht als seinerseits Positives zu gewinnen und auch nicht durch Negation des Negativen. [...] Die Gleichsetzung der Negation der Negation mit Positivität ist die Quintessenz des Identifizierens« (Adorno 1966/2003: 161). Wogegen richtet sich nun die Kritik Adornos am identifizierenden Denken? Identifizierendes Denken ist als Aspekt traditioneller Wissenschaft darauf ausgerichtet, die Sache begrifflich zu fassen, und getragen von der Annahme, durch Benennung, Definition oder begriffliche Verfeinerung lasse sich Wirklichkeit (weitgehend) vollständig erfassen. In »Der Essay als Form« verdichtet er den Vorwurf: Die herkömmliche Wissenschaft glaube, Begriffe würden erst durch Definitionen bestimmt, wodurch sie erkennen, dass Begriffe bereits durch die »Sprache, in der sie stehen« (Adorno 1958/1974: 20), einen Gehalt haben. Es ließe sich durchschauen, »daß das Verlangen nach strikten Definitionen längst dazu herhält, durch festsetzende Manipulationen der Begriffsbedeutungen das Irritierende und Gefährliche der Sachen wegzuschaffen, die in den Begriffen leben« (ebd.). Adorno stellt diesem Denken entgegen: Die Sache lasse sich begrifflich nie vollständig fassen und das Nichtidentische sei das nicht Fassbare, das nicht Sagbare, das nicht begrifflich Festzumachende, das, »was im Begriff eben nicht aufgeht: das Konkrete, Besondere, sich Entziehende« (Schäfer 2004a: 92). Die Problematik identifizierenden Denkens besteht für Adorno darin, dass das Nichtidentische ausgeschlossen bleibt und ein Schein erzeugt wird, sodass mit der Identifizierung bereits alles erfasst wird: »Identität ist die Urform von Ideologie« (Adorno 1966/2003: 151), da im Identifizieren behauptet wird, dass die Sache und der Begriff, der die Sache benennt, eins sind (vgl. Steinert 2007a: 92). Das Nichtidentische wird für Adorno am umfassendsten in der essayistischen Darstellungsform zur Geltung gebracht. Der Essay »trägt dem Bewußtsein der Nichtidentität Rechnung, ohne es auch nur anzusprechen«, und verbleibe in einer Enthaltung von Reduktionen, bleibe stückhaft (Adorno 1958/1974: 17). Nur in der spielerischen, offenen, unsystematischen, essayistischen Form werde der Sache keine repressive Gewalt angetan, sondern die Begriffe würden, statt abschneidend definiert, »erst durch ihr Verhältnis zueinander« präzisiert (ebd.: 19).

Ein Herrschaftsgestus des Identifizierens mache sich beispielsweise an der Synthese bemerkbar, die versucht, durch die Negation der Negation das Positive, Greifbare und zu Identifizierende wieder herzustellen: »In jeglicher Synthese arbeitet der Wille zur Identität; als apriorische, ihm immanente Aufgabe des Denkens erscheint sie positiv und wünschbar: das Substrat der Synthese sei durch diese mit dem Ich versöhnt und darum gut. Das erlaubt dann prompt das moralische Desiderat, das Subjekt möge seinem Heterogenen sich beu-

gen kraft der Einsicht, wie sehr die Sache die seine sei« (Adorno 1966/2003: 151). Die »Richtung der Begrifflichkeit zu ändern, sie dem Nichtidentischen zuzukehren, ist das Scharnier negativer Dialektik« (Adorno 1966/2003: 24). Das Identische wäre somit das positiv Wahrnehmbare, wobei positiv nicht ein Urteil meine, sondern das Sichtbare, Greifbare. Hier überschneide sich Nichtidentisches neuerlich mit dem Negativen: Nichtwahrnehmbares sei die Rückseite, die (formal) negative Seite der wissenschaftlichen Wahrnehmbarkeit. Das Nichtidentische als das Negative sei – wenn überhaupt – nur indirekt sichtbar, nicht bestimbar, nur negativ identifizierbar. Es gehe um ein Nachdenken über das »Nicht« (vgl. Adorno 1965-66/2003: 86). Vor diesem Hintergrund beschreibt Pongratz, weshalb Definitionen und eindeutige Festlegungen von Fachbegriffen, wenn auch erhofft und immer wieder eingefordert, nicht möglich und gar nicht wünschenswert sind. Begriffe würden dann als ahistorisch und eindeutig festgelegt erscheinen. Dies entspricht nur einem bestimmten Wissenschaftsverständnis, auch wenn versucht wird, dieses als allgemeingültig und allumfassend zu verankern (vgl. Pongratz 2010b: 14). Bartonek entwickelt und argumentiert Adornos Nichtidentisches zudem als Ort des Utopischen. Auch wenn in Bartoneks Argumentation unklar bleibt, warum gerade dort das Utopische zu verorten ist, lässt sich erahnen, dass er meint, im Nichtidentischen sei jenes Mehr aufbewahrt, das in den aktuellen historischen Verhältnissen nicht zur Geltung gelangen kann, aber potenziell »gespeichert« und somit vorhanden und entwickelbar ist (vgl. Bartonek 2011).

Wie aber kann angesichts der Notwendigkeit, in Begriffen zu kommunizieren, das Nichtidentische zur Geltung gebracht werden? »Wir sind in der Philosophie gehalten, *mit* Begriffen und *über* Begriffe zu reden; und dadurch ist von vornherein schon das, worum es in der Philosophie geht – nämlich das Nichtbegriffliche, das worauf die Begriffe sich beziehen –, aus ihr ausgeschlossen« (Adorno 1965-66/2003: 95, Hervorhebung i. Orig.). In Begriffen kommunizieren zu müssen birgt also bereits einen Widerspruch in sich: In Begriffen zu denken ist notwendig, doch zugleich unzulässig und unmöglich. Lavagno schildert, dass Adorno gar nicht erst versucht, »zu vertuschen, dass in seinem Ansatz eine Lücke klafft zwischen der unnachgiebigen Kritik am begrifflich-identifizierenden Denken und der Einsicht, dass nur Begriffe uns die Sache näher bringen« (Lavagno 2012: 98). Dieser Widerspruch erfordert einen entsprechend reflexiven, selbtkritischen Zugang. Zunächst formuliert Adorno: »Dialektik ist das konsequente Bewußtsein von Nichtidentität« (Adorno 1966/2003: 17), und er hält gleichzeitig daran fest, dass es »die Utopie der Erkenntnis wäre, das Begriffslose mit Begriffen aufzutun, ohne es ihnen gleichzumachen« (Adorno 1966/2003: 21; vgl. auch Adorno 1965-66/2003: 112). Reflexiv ist einer »Aufhebung des identifizierenden Denkens« entgegenzustreben. Adorno sieht darin »Unangepaßtheit, Widerstand«, und es nötigt zum Aushalten von Widersprüchen (vgl. Brunkhorst 1990: 228). Die »Techni-

ken zur Korrektur«, wie Lavagno (2012: 98) sie nennt, sind unter anderem das Denken in Konstellationen – auf das ich unten noch zurückkommen werde – und das mimetische Denken, die »die Lücke zwar verkleinern, aber nicht gänzlich schließen« (ebd.). Mimetisches Denken ist bei Adorno eine Form der sinnlichen Annäherung, in der das Denken versucht, sich an die Sache »anzuschmiegen«, statt die Sache dem Denken zu unterwerfen. »Denken bedarf, soll es um Erfahrung gehen, mimetischer Momente. Mimesis bedarf ihrerseits der Rationalität: Ansonsten läuft sie Gefahr, in Irrationalität und Sentimentalität zu verfallen« (Schäfer 2004a: 126). Mimetisches Denken versucht demnach, nicht in die herrschaftliche Verfasstheit begrifflichen Denkens zu verfallen und sich so auch nicht der Anforderung zu unterwerfen, alles müsse rational erklärbar sein. Das Denken bedürfe der Disziplin und der Disziplinlosigkeit, der Rationalität und Irrationalität zugleich (vgl. Adorno 1965-66/2003: 135). Es gelte, den Versuch zu unternehmen, »daß ein jeder seine eigene Art des Denkens soweit kontrolliert, daß er soweit kritisch zu seinem eigenen Denken sich verhält, um dieser Manier des verdinglichten Denkens dabei zu widerstehen« (Adorno 1965-66/2003: 42).

Konsequent weitergedacht lässt sich »nicht angeben, nicht identifizieren, was das Nichtidentische ist« (Schäfer 2004a: 92). Dies wäre wieder identifizierend und damit Wesentliches exkludierend. Das nichtfassbare Nichtidentische ist aber weder Substanz in Form eines anders Seienden noch als Nichtseiendes gegenüber dem identifizierbaren, substanzuell Seienden (vgl. Ritsert 1997: 161f.), sondern umreißt vielmehr ein Problem des gleichzeitigen Ungleichzeitigen, des nicht Zugänglichen. Dialektiker_innen »reicht es, durch eine andere Perspektive darauf hinzuweisen, dass das am Objekt Begriffene nicht alles ist, was dieses Objekt ausmacht. Auf diese Weise zeigt sich, dass die Sache mehr ist als ein Produkt des Denkens. Sie entzieht sich dem begreifenden Zugang immer wieder aufs Neue« (Schäfer 2004a: 92). Demnach lässt sich das Nichtidentische zwar nicht fassen, aber doch erahnen. Es lässt sich nicht festhalten, aber vermuten. Es lässt sich nicht definieren, aber reflexiv aufspüren. Zunächst noch unbedarf und ohne Wissen um das Nichtidentische habe ich mich der Adorno-Lektüre (und vielen anderen Themen) in gewisser Weise so genähert: Im Lesen stellt sich eine Ahnung davon ein, dass darin etwas Richtiges und Wichtiges verborgen scheint, das sich aber im Versuch, das Erahnte in Worte zu fassen, verflüchtigt. Und selbst nach denkerischer Durchdringung lässt es sich nicht ganz fassen, bleibt Unsagbares, Gefühltes, Erahntes. Vielleicht ist das ein erster Anklang des Denkens in und von Nichtidentischem? Pongratz hält fest: »Kritische Bildung lebt aus der Kraft zur Unterscheidung, aus der Fähigkeit, Differenzen und Risse sichtbar zu machen, aus dem Vermögen, an Phänomenen mehr wahrzunehmen als die pure Identität von Begriff und Sache« (Pongratz 2010a: 27).

Methodisch lässt sich aus dem Gesagten nur schwer etwas explizieren, und dennoch möchte ich es versuchen. Das Nichtidentische lässt sich nicht direkt denken, nicht direkt fassen, sondern kann nur indirekt gesucht und auch nur im Indirekten gefunden werden. Negativ-dialektisches Denken erfordert, sich das Vorhandensein des Nichtidentischen stets bewusst zu halten, um nicht darin zu verfallen, alles sagen zu können und zu wollen. Worte, Begriffe, Definitionen und Gedanken müssen offenbleiben für ein Mehr, für Ahnungen und Unsagbares. Und doch muss in Begriffen gedacht und gesprochen werden, weshalb zumindest vorläufige und nähernde Eingrenzungen notwendig sind. Interessant ist der Gedanke, dass das Nichtidentische Vielfalt nicht nur ermöglicht, sondern einfordert: Das Nichtidentische impliziert eine Unzahl an möglichen »Nicht-...«.

Für Widerstand gegen Weiterbildung lassen sich als mögliche Fragen aufwerfen: Mit welchen Begriffen lässt sich Widerstand gegen (Weiter-)Bildung beschreiben, ohne in Identifizierungen zu verfallen? Entlang welcher Dimensionen lässt sich Widerstand gegen (Weiter-)Bildung umkreisen, um Ahnungen von nichtfassbaren Bedeutungen hervorzurufen? Welche vielzähligen »Nicht-« sind im Widerstand möglicherweise noch aufbewahrt?

3.3.4 Konstellationen

Ein Weg, sich mit dem Untersuchungsgegenstand kritisch, reflexiv, dialektisch, negativ und nichtidentifizierend auseinanderzusetzen, sind Adornos Denken und seine Darstellung in Konstellationen. Müller-Doohm und Lehr weisen darauf hin, dass Adornos an Benjamin und Weger anknüpfende Überlegungen zu Konstellationen einer der wenigen seine gesamte Arbeit durchziehenden, kaum veränderten Gedanken sind (vgl. Müller-Doohm 2008: 46; Lehr 2000: 113ff.). Konstellation – ursprünglich ein Begriff für die Stellung der Sterne zueinander, für deren Bewegungen und die Stellung zur betrachtenden Person – verlangt, den Begriff oder Gegenstand in gewisser Weise zu umkreisen. Müller-Doohm bezeichnet Adornos »Konstellation« als die Methode der gedanklichen Erfassung, in Abgrenzung zur Konfiguration als deren sprachliche Darstellung (vgl. Müller-Doohm 2008: 47), Lehr hingegen findet bei Adorno die beiden Begriffe synonym verwendet (vgl. Lehr 2000: 113ff.). Ich verbleibe im Weiteren, in Anlehnung an Müller-Doohms Verständnis, bei dem Begriff der Konstellation, der meinem Vorhaben einer methodischen Destillation aus Adornos negativer Dialektik eher entspricht. Konstellationen sind Anordnungen von Gedanken, Begriffen und Sachen um einen Gegenstand, eine Frage herum – in diesem Buch z.B. um Widerstand gegen (Weiter-)Bildung. Adorno formuliert mit dem Denken in Konstellationen eine Möglichkeit, sich Begriffe und Sachen zu erschließen, die begrifflich eigentlich nicht fassbar sind, womit die Konstellation insbesondere dem Gedanken der Nichtidentität

Rechnung trägt. Sowohl am Nichtidentischen wie auch am Denken in Konstellationen zeigt sich die negative Dialektik besonders als »Antisystem« (Adorno 1966/2003: 10). Adorno argumentiert ausführlich (vgl. ebd.: 31ff.), warum ein System abzulehnen sei: Gebildet, um alles in sich einzuordnen, verhindere ein System alles, was darüber hinaus wolle. Nicht nur wissenschaftlich bedeute dies, dass sowohl Gedanken als auch Begriffe nur noch geordnet, klassifiziert, in systematische Reihenfolgen und Hierarchien gebracht werden. Systematisch werde das Handeln beschränkt, denn es könne und dürfe nur innerhalb gesetzter Grenzen agiert werden. Wiewohl Adorno auf eine historische Darstellung »systematischen« Denkens in der Philosophie rekurriert, beziehen sich seine Darstellungen doch insbesondere auf die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, dessen ordnende, eingrenzende Kraft des Systems es aufzubrechen gelte. »Gerade die zunehmende Integrationstendenz des kapitalistischen Systems jedoch, dessen Momente zu einem stets vollständigeren Funktionszusammenhang sich verschlingen, macht die alte Frage nach der Ursache gegenüber der Konstellation immer prekärer; nicht erst Erkenntniskritik, der reale Gang der Geschichte nötigt zum Aufsuchen von Konstellationen« (Adorno 1966/2003: 168).

Konstellationen wirken bei Adorno zuweilen lediglich als besondere Art der Darstellung der Gedanken, indem er mit Fragmenten, Montagen und anderen »kleinen Formen« arbeitet (vgl. Lehr 2000). Der Essay ist für Adorno die philosophisch adäquateste Ausdrucksform, indem Begriffe offen und spielerisch gehandhabt werden, und erst in der Bewegung, in der Wechselwirkung der Momente, »indem sie sich versammeln«, weisen sie »über den spezifischen Gegenstand hinaus« (Adorno 1958/1974: 21). Der Essay »koordiniert die Elemente, anstatt sie zu subordinieren« (ebd.: 32). Wie Müller-Doohm und Lehr hinweisen, lehnt sich Adorno unter anderem an Benjamin an, der für den Traktat formuliert: »Darstellung als Umweg – das ist denn der methodische Charakter des Traktats. Verzicht auf den unabgesetzten Lauf der Intention ist sein erstes Kennzeichen. Ausdauernd hebt das Denken stets von neuem an, umständlich geht es auf die Sache selbst zurück« (Benjamin 1925/1991: o.S.; Erkenntniskritische Vorrede). Kreisend, suchend und offen versucht die Sprache den Gedanken zu umgarnen und: »Weil die lückenlose Ordnung der Begriffe nicht eins ist mit dem Seienden, zielt er nicht auf geschlossenen, deduktiven oder induktiven Aufbau« (Adorno 1958/1974: 17). Eine ähnlich spiralförmige und fragmenthafte Darstellung hebt Candeias für die »Gefängnishefte« von Gramsci hervor, die erst seit den 1990er-Jahren vollständig in deutscher Sprache publiziert sind. Wie einer der Herausgeber, W.F. Haug, beschreibt, wird hier nun »der ganze Kuchen aufgetischt, nicht nur die Rosinen« (Haug, W.F. 1991: 12). Candeias ergänzt: »Der schmeckt besser, liegt aber schwerer im Magen. Dafür wird an diesem fragmentarischen Text der jeder Dogmatik entgegengesetzte Erkundungscharakter deutlich – wir finden uns sozusagen im Laboratorium

wieder, erhalten Einblick in die Genealogie eines neuen Denkens, das immer wieder neu ansetzt, überprüft, revidiert, weiter entwickelt wird, immer neue Anschlüsse erlaubt« (Candeias 2007: 16).

Adorno vergleicht die nur durch Konstellationen zu öffnenden Begriffsbedeutungen, die auch dem Nichtidentischen gerecht werden, mit dem Lernen einer unbekannten Sprache. »Hat er das gleiche Wort, in stets wechselndem Zusammenhang, dreißigmal erblickt, so hat er seines Sinnes besser sich versichert, als wenn er die aufgezählten Bedeutungen nachgeschlagen hätte, die meist zu eng gegenüber dem Wechsel je nach dem Kontext, und zu vag gegenüber den unverwechselbaren Nuancen, die der Kontext in jedem einzelnen Fall stiftet« (Adorno 1958/1974: 21). Eine notwendig spezifische Textpraxis ist eine, die sich selbst den Boden entzieht (vgl. Demirović 2001: 171ff.). Die Konstellation als methodischer Zugang impliziert notwendigerweise eine sprachliche Dimension bzw. ist eine Frage Darstellungsform, die den Denkvorhang entsprechend abbildet. Bartonek arbeitet in seiner »Philosophie im Konjunktiv« heraus, wie Adorno beispielsweise immer wieder sprachlich von »es ist« zu »es wäre« und so von einer Diagnose zu einer Eröffnung von Möglichkeiten wechselt (vgl. Bartonek 2011: 227ff.).

Das Denken und Darstellen in Konstellationen ist aber nicht nur eine Ausdrucksform, sondern eine methodisch begründete, besondere Herangehensweise an Begriffe und Gegenstände. In diesem Sinne folge ich weniger den sprachphilosophischen und -analytischen Überlegungen zur Konstellation (vgl. Müller-Doohm 2008; Lehr 2000), zu sehr verharren sie, insbesondere die Überlegungen von Müller-Doohm, in einem Primat der Sprache vor den Inhalten. Bei Müller-Doohm mag das dem spezifischen Blick auf die Sprache Adornos geschuldet sein, aber dennoch reduziert er damit die Arbeit Adornos auf eine sprachphilosophische Ebene, gepaart mit einer beinahe schon überhöhend-bewundernden, meines Erachtens jedenfalls zu wenig kritischen Haltung. Vielmehr zeigen die Ausführungen von Adorno selbst, dass er in der Konstellation nicht lediglich eine Darstellungs- und Sprachform, sondern eine besondere Art des Denkens sieht, die ihren Blick auf die Sache selbst richtet. Er spricht beispielsweise davon, einer »Konstellation gewahr [zu] werden, in der die Sache steht« (Adorno 1966/2003: 165). Ein Denken in Konstellationen geht demnach über eine sprachliche Darstellungsform hinaus, der Gegenstand selbst muss »als Konstellation erschlossen werden« (Angehrn 2008: 281). Die Konstellationen bei Adorno drehen sich dabei – so Bonß – immer um einen zentralen Aspekt: Kapitalismus (vgl. Bonß 1983: 208).

Mittels Konstellationen Begriffe und Sachen zu erschließen, nimmt den Anspruch des Nichtidentischen ernst, auch wenn in der Darstellung und Umkreisung allein durch den Gebrauch der Sprache Identifizierungen nicht umgangen werden können. Dieser Widerspruch ist nicht lösbar. Dennoch ist gerade die konstellative Herangehensweise am ehesten dazu geeignet, dem

konsequenten Bewusstsein der Nichtidentität gerecht zu werden. Begriffe können identifizierend weder die Sache selbst benennen und erfassen, noch wäre es wirklich Wunsch, dass dies so sein sollte, denn mit der Identifizierung würde die Sache, zumindest unter derzeitigen Verhältnissen, der Herrschaft unterworfen. Stattdessen soll das Andere, das Mehr, das Nichtsagbare, aber ebenso Enthaltene erschlossen werden, indem ein Begriff, eine Sache umkreist wird. Das heißt, sich fertiger Definitionen zu enthalten, sich nicht dazu hinreißen zu lassen, zu sagen, etwas »ist ...«. Stattdessen werden Begriffe »umstellt«, werden diese mit unterschiedlichen Worten und Argumenten umkreist, um daraus zwar die Sache selbst greifbarer zu machen, aber dennoch offen zu halten, dass nicht alles sagbar, begreifbar und erfassbar ist. In einer solchen Konstellation sieht Adorno die Möglichkeit, dieses Mehr fühlbar, erahnbar zu machen (vgl. z.B. Adorno 1966/2003: 111, insbesondere aber 164ff.). Eine Metapher für die Vorgehensweise ist für Adorno die Nummernkombination: »Als Konstellation umkreist der theoretische Gedanke den Begriff, den er öffnen möchte, hoffend, daß er aufspringe etwa wie die Schlosser wohlverwahrter Kassenschränke: nicht nur durch einen Einzelschlüssel oder eine Einzelnummer sondern eine Nummernkombination« (Adorno 1966/2003: 166). Wussow ergänzt zu diesem Bild, dass darüber hinaus die Wirklichkeit sogar »durch ein Zahlenschloss gesichert ist, dessen Code sich permanent ändert« (Wussow 2007: 188). Sachen sollen so in einem anderen Licht erscheinen. Im Idealfall kann ein Verständnis erschlossen werden, das durch die Identifizierung allein nicht greifbar ist. »Indem die Begriffe um die zu erkennende Sache sich versammeln, bestimmen sie potentiell deren Inneres, erreichen denkend, was Denken notwendig aus sich ausmerzt« (Adorno 1966/2003: 164f.). Wie beim Nichtidentischen bleibt die Schwierigkeit erhalten, mit Worten »das zu sagen, was sich nicht sagen lässt: nämlich was nicht unmittelbar, was nicht in einem einzelnen Satz oder in einzelnen Sätzen, sondern nur in einem Zusammenhang sich sagen lässt« (Adorno 1965-66/2003: 112), und doch liegt genau darin die Anstrengung der Philosophie. Selbst durch Konstellationen lässt sich eine Sache nie ganz erschließen, und dennoch wird am Versuch, dies zu tun, festgehalten. Die Konstellation »belichtet das Spezifische des Gegenstands, das dem klassifikatorischen Verfahren gleichgültig ist oder zur Last. [...] Konstellationen allein repräsentieren, von außen, was der Begriff im Innern weggeschnitten hat, das Mehr, das er sein will so sehr, wie er es nicht sein kann« (Adorno 1966/2003: 164).

Wie kann nun die Erschließung durch Konstellationen erfolgen? Wie könnte Konstellation methodisch relevant werden? Dammer sieht zwar in der Abgrenzung von regelgeleiteten und erst dadurch als wissenschaftlich geltenden Verfahrensweisen eine Originalität und ein aufklärerisches Potenzial, aber zugleich entdeckt er darin auch eine Schwierigkeit: »Die konstellierenden Interpretationen bleiben eine Kunst, deren Qualität letztlich der Sensibilität und der

immensen Bildung ihres Urhebers geschuldet ist, die kaum ein heutiger For- scher für sich wird in Anspruch nehmen können» (Dammer 1999: 200f.). Ich folge dieser eher resignativen Absage an ein Denken in Konstellationen nicht, sondern sehe sehr wohl Möglichkeiten, sich darin zu versuchen, sie von einer hehren, unerreichbaren Kunst zu einer Form des Denkens herunterzubrechen, die bei aller Unerreichbarkeit des Ideals dennoch unhintergehbar notwendig für ein radikal kritisches Verfahren im Bewusstsein von Nichtidentität ist. Ein Denken in Konstellationen kann individuell zumindest versucht werden, bleibt aber einzeln verfolgt von begrenzter Erkenntnis. Steinert verweist in seinem Entwurf einer »Dialektik der Aufklärung als Forschungsprogramm« dementsprechend darauf, dass sowohl für einzelne Aspekte als auch für das Programm insgesamt die Bildung von Teams unerlässlich ist und eine weitläufige Zusammenarbeit oder zumindest ein Zusammenspiel unterschiedlicher For- schungsarbeiten notwendig wäre (vgl. Steinert 2007a). Allerdings verhindert unter anderem der Wissenschaftsbetrieb selbst solche Forschungsprogramme durch eine Strategie der Vereinzelung, indem Einzelleistungen von Forschen- den indikatororientiert gemessen und evaluativ bewertet werden (gemeinsame Autor_innenschaft zählt dabei weniger) und konkurrenzierendes Verhalten gefördert wird. Einer Forschung im Zuge des Erziehungs- und Unterwer- fungsritals einer Habilitation sind aufgrund der geforderten Einzelleistung entsprechende Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten gesetzt, selbst wenn sie als Einzelmodell einen Beitrag leisten kann.

Für Adorno sind Konstellationen, ist negative Dialektik überhaupt, ein Denken in Modellen. Dementsprechend ist »negative Dialektik ein Ensemble von Modellanalysen« (Adorno 1966/2003: 39), die erst in ihrer Vielfalt und in großer Anzahl nach und nach den Gegenstand konstellativ erschließen. Obwohl Adorno vielfach die Notwendigkeit eines mikrologischen Blicks be- tont, mit dem aus dem Einzelnen »Funken herauszuschlagen« sind (Adorno 1965-66/2003: 106), verweist das Denken in Modellen und Konstellationen auf eine Metabene. Indem die verschiedensten Modelle sich jeweils spezifischen Aspekten nähern, nähren sie erst gemeinsam ein Verständnis der Sache. Ein Denken in Konstellationen weist aus meiner Sicht daher sowohl mikro- als auch makrologische Aspekte auf, die sich auch methodisch widerspiegeln. Das Denken in Konstellationen heißt also einerseits, sich nicht auf Definitionen auszuruhen, sondern stattdessen Begriffe und die damit der Erkenntnis zuzu- fügenden Sachverhalte sprachlich immer wieder zu umkreisen, um sich das Nichtidentische so zumindest im Bewusstsein zu halten. Für mein Vorhaben scheint mir aber noch relevanter, dass andererseits die Sache selbst aus ver- schiedenen Blickwinkeln zu beleuchten ist. Nicht aber in klarer, vielleicht sogar hierarchischer Systematisierung, indem aus dem einen das andere folgt, eines dem anderen unterzuordnen wäre, sondern vielmehr gilt es, unterschiedliche

Blickwinkel auf den zu untersuchenden Sachverhalt zu richten, Teilespekte zu beleuchten, von denen keiner per se richtiger oder wichtiger ist als andere.

Konstellationen sind eine »Weigerung, sich mit allzu einfachen Reduktionen zufriedenzugeben« (Kohler 2008: 13). In Konstellationen zu denken heißt, das Thema insgesamt in gesellschaftliche Verhältnisse einzubetten. Zugleich ist der einzelne zu beleuchtende Aspekt konstellativ zu erschließen. Und: Da konstellatives Denken in dialektisches Denken eingebettet ist, ist es auch eng mit vermittelndem Denken verwoben, »das nicht in der Feststellung äußerer Relationen verhaftet bleibt« (Müller 2011: 73), sondern auch die in der Sache selbst enthaltenen Widersprüche zur Geltung bringt. Konstellationen vermögen also mehr, als lediglich Bezüge zwischen Sachverhalten herzustellen und sichtbar zu machen, wie dies beispielsweise in naturwissenschaftlichen Konstellationsanalysen erfolgt (vgl. Schön/Nölting/Meister 2004). Bemerkenswert ist jedoch der dortige Akzent auf das spielerische Element der Erkenntnisgewinnung, auf das auch Adorno verweist. Er sieht das spielerische Moment als »ein der Sache selbst Notwendiges«, das gepaart mit einem »Moment des Zufalls, das dem Spiel innewohnt« (Adorno 1965-66/2003: 133) erst ermöglicht, über Bestehendes hinauszugehen. Ein Spielfeld, dem Naehler allerdings attestiert, sehr ernsten Spielregeln zu folgen, die in der Negativen Dialektik beschrieben und vorgeführt werden (vgl. Naehler 1984b: 185). Das spielerische Element akzentuiert auch Brunkhorst, wenn er – ähnlich der Nummernschlossanalogie – von einer Art des Rätsellösens spricht. Weder gehe das Vorgehen von der Annahme einer dahinterliegenden Welt aus, die durch Analyse erschlossen werde, noch gehe es um einen Sinn hinter dem Rätsel. Vielmehr werden zur Rätsellösung die Elemente so lange zu neuen Figuren zusammengesetzt, bis die Lösung hervorspringt (vgl. Brunkhorst 1990: 235f.). Für Bonß unterscheidet sich Adornos Form des Rätsellösens von anderen allerdings dadurch, dass es keine eindeutige, richtige Lösung geben kann. Rätsel erweisen sich vielmehr als Denkaufgaben ohne Patentrezept (vgl. Bonß 2011: 235f.; auch Bonß 1983: 205f.). Ähnlich einem flexiblen Puzzle, das nicht zu einem fertigen Bild zusammengesetzt wird, sondern dessen Teile durch neue Zusammensetzungen immer wieder neue Bilder entstehen lassen, die vielleicht irgendwann eine Lösung beinhalten; vielleicht enthält aber auch nur jedes Bild eine andere, ebenso richtige Erkenntnis.³ Andere übernehmen für die Beschreibung einer konstellativen Herangehensweise Adornos »Versuchsanordnung«, in der zum einen Begriffe angeordnet werden und aus der zum anderen Gedankenexperimente hervorgehen (vgl. Brunkhorst 1990; Hoffmann et al. 2003), oder sprechen von einem fragmentarischen Vorgehen, in dem die Fragmente als Scher-

3 | Leider gibt es noch kein solches Puzzle, das wäre für mich als passionierte Puzzleslegerin eine neue, interessante Herausforderung. Stattdessen puzzle ich nun wissenschaftlich mit dieser Freiheit.

ben das Ganze widerspiegeln, auch wenn das Ganze unbeschreibbar bleibt (vgl. Lenk 2011: 165f.). Für Adorno selbst ist Philosophie »das Prisma, das deren [des Nichtsegenden, Ergänzung D.H.] Farbe auffängt« (Adorno 1966/2003: 65). Weiters ist die Rede von einkreisenden Bewegungen, von konzentrischen Kreisen, die gezogen werden. Es geht um ein *Umstellen* im Sinne eines Einkreisens (gewaltlos, nicht als: »Ergeben Sie sich, Sie sind umgestellt«) und um *Umstellen* als Neuanordnung. Das Neue soll in der Konstellation aufblitzen. Betont wird die Notwendigkeit, sich einzulassen, sich geduldig der Sache zu widmen. Lippe beschreibt die Ahnung des Mehr, »als melde sich plötzlich eine andere, eine innere Stimme der Erinnerung zu Wort« (Lippe 2011: 314).

Was ist also aus dem Denken in Konstellationen methodisch zu gewinnen? Ein Denken in Konstellationen erhält bereits auf einer Metaebene und im Vorfeld von Forschungen Relevanz, z.B. hinsichtlich der inhaltlichen, personellen und methodischen Forschungsplanung, bei der Themenauswahl oder bei der Wahl von Argumentationsbezügen. Konstellationen erfordern multiperspektivische Blickrichtungen auf unterschiedliche Ebenen, aus verschiedenen Disziplinen heraus, auf komplexe Zusammenhänge. Themen, Blickrichtungen und Vorgehensweisen dienen der Gruppierung um den Gegenstand herum, ohne eine Abgeschlossenheit oder Vollständigkeit erreichen zu können und ohne sicher sein zu können, die »Lösung« zu erhalten. Konstellatives Denken erfordert weiters einen offenen und reflexiven Zugang zu Begriffen, indem diese nicht feststehend und unverrückbar formuliert, sondern laufend neuen Verständnismöglichkeiten geöffnet werden, um mit möglichst unterschiedlichen Begriffen immer wieder zu versuchen, einen Sachverhalt neu aufzutun. Eine weitere methodische Konsequenz aus einem Denken in Konstellationen ist die schriftliche Darstellungsform, die weniger einer starren Systematik folgt, sondern den Gegenstand immer wieder umkreist und sich diesem Stück für Stück annähert. Wiederholungen in neuen Konstellationen sind nicht nur unvermeidbar, sondern erwünscht, um mit jedem neuen Versuch eine neue Perspektive zu eröffnen. Eine entsprechend offene, vielseitige, metaphernreiche und zuweilen verschlungene Sprache trägt dazu bei, verschiedene Lösungsansätze anzubieten. Der konstellativen Darstellungsform lässt sich im Wissenschaftsbetrieb und dessen Anforderungen nur teilweise gerecht werden. Bei mir bilden sich Teilaspekte darin ab, dass meine Ausführungen keiner strengen Systematisierung folgen, Übergänge und Wiederholungen an unterschiedlichen Punkten immer wieder auftauchen, wenn es der Sache dienlich erscheint und ich mit Exkursen, Vergleichen, Metaphern und teilweise mit offenen, Ahnungen anregenden Sprachformen zu arbeiten versuche. Ich beginne einen Weg, um dann wieder einige Schritte zurückzugehen und neu anzusetzen, etwas nochmals, vielleicht ein wenig anders zu denken oder zu sagen, ein bisschen so zu tun, als müsste ich die unbekannte Sprache erst lernen. Als methodische Kurzformel ließe sich konstellatives Denken wie folgt

zusammenfassen: Komplexitätssteigernd ein Rätsel mit unterschiedlichsten Wegen immer wieder zu lösen versuchen.

Mit welchen Fragen ließe sich eine konstellative Annäherung an Widerstand gegen (Weiter-)Bildung versuchen? Was könnte alles dazu beitragen, Widerstand gegen (Weiter-)Bildung in seiner möglichst gesamten Komplexität zu verdeutlichen? Aus welchen Blickwinkeln könnte Widerstand gegen Weiterbildung noch betrachtet werden? Mit welcher begrifflichen Vielfalt und mit welchen denkerischen Versuchen lässt sich Widerstand gegen Weiterbildung umkreisen?

3.3.5 Geistige, sinnliche, leibliche, emotionale Erfahrung

Die Forschenden als in die gesellschaftlichen Verhältnisse verwobene Subjekte treten mit all ihren Erfahrungen, Erlebnissen, Körperwahrnehmungen und Emotionen, ihren biographischen Lebensverläufen und alltagsweltlichen Bedingungen in den Forschungsprozess ein. Verhältnisse, Bedingungen und Erfahrungen schreiben sich in das Denken ebenso ein wie in die Sensibilität der Wahrnehmung von Leid, auf dessen Abschaffung Kritische Theorie ihre Intentionen richtet. Die forschenden Personen sind als Forschungssubjekte daher ebenso in methodische Überlegungen einzubeziehen wie das Subjekt, auf das die Forschung ihren Blick richtet. In Ablehnung der Trennung von Subjekt und Objekt der Forschung in traditionellen Verständnissen, in denen das Subjekt – die Forschenden – möglichst methodisch eliminiert werden soll, bleiben in der kritischen Wissenschaft die Forschenden inhärenter und damit zu berücksichtigender Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit. So wenig »das Beforschte« zum Objekt degradiert werden soll, so wenig lässt sich der Forschungsprozess durch Entfernung der Forschenden objektivieren. Damit treten geistige, sinnliche, leibliche, emotionale Momente in die Forschung ein.

Gedanken in der Philosophie über das Gegebene hinauszutreiben, Gedachtes in Schweben zu halten und nicht an die engen Grenzen sinnlicher Erfahrung zu binden, darin besteht das Besondere der geistigen Erfahrung bei Adorno. Als trivialen, sinnlichen Erfahrungs begriff – und damit als Empirie – fasst Adorno, was als »geregelter Fortgang der Abstraktion oder als bloße Subsumtion unter Begriffe sich absehen lässt« und damit »in einem weitesten Sinn bloße Technik« ist (Adorno 1965-66/2003: 126, vgl. auch 131f.). Die geistige Erfahrung versucht hingegen, über Gegebenes hinauszugehen, etwas Neues zu erschließen und sich dabei auf die Gefahr einzulassen, falsche Wege einzuschlagen. Erst »wo der Gedanke fehlgehen kann, wo er fehlbar ist« (Adorno 1965-66/2003: 127), misst Adorno dem Gedanken das Recht zu, sich philosophisch nennen zu dürfen. Er verschärft diesen Anspruch noch weiter, wenn er, auf Nietzsche Bezug nehmend, konstatiert, dass »eine Erkenntnis, die nicht gefährlich ist, nicht wert ist, gedacht zu werden« (Adorno 1965-66/2003: 127).

Diese strenge Abgrenzung zur Empirie muss im Lichte des Positivismusstreits gelesen werden, weil Adorno nicht nur selbst empirisch forschte und einiges zur Entwicklung der Empirie beitrug, wie Müller-Doohm (1996) herausarbeitet, sondern der Empirie keineswegs gänzlich ablehnend gegenüberstand, sondern diese als Ergänzung und Korrektiv von Theorie auffasste, wiewohl er einen kritischen und reflexiven Umgang mit Empirie forderte (vgl. Adorno 1969/1972: 299; Steinert 2007a: 176). In der Betonung der geistigen Erfahrung tritt Adorno aber für denkende Erkenntnis ein und sucht zugleich nach überschreitenden Erkenntnismöglichkeiten, indem gedanklich Neues versucht wird, das sich nicht an Vorhandenes bindet. »Dieser spekulativen Überschuß des Denkens über das, was bloß der Fall ist, über das bloß Seiende, der ist das Moment der Freiheit am Denken und ist deshalb, weil er allein für Freiheit einsteht, weil er das winzige bißchen Freiheit ist, das wir überhaupt haben, zugleich auch das Glück des Denkens« (Adorno 1965-66/2003: 158). Denken, das überschreitet und das Nichtidentische zur Geltung bringen will, verlangt »eben jene Spontaneität subjektiver Phantasie, die im Namen objektiver Disziplin geahndet wird« (Adorno 1958/1974: 11). Solche geistige Erfahrung enthält für Adorno »wesentlich ein Moment des *Spiels*« (Adorno 1965-66/2003: 133, Hervorhebung i. Orig.) – das Spielerische taucht also neuerlich auf – und damit ein Moment des Zufalls, das der philosophischen Sache notwendig inhärent ist, da sie über Vorhandenes hinausgehen muss. In seiner Vorlesung wird Adorno noch apodiktischer: »Ich würde so weit gehen zu sagen, daß es ohne Spiel etwas wie Wahrheit überhaupt nicht gibt« (Adorno 1965-66/2003: 133).

Scheint diese spielerische, spekulativen, phantasievollen geistige Erfahrung als enthobenes Weggleiten aus jeder Realität, holt Adorno sie doch wieder umgehend in diese zurück, wäre sie doch sonst unverbindliches »Irgendwas«. Gefordert ist eine kritische (Selbst-)Reflexion und Prüfung, indem die (überschießende) geistige Erfahrung mit Theorie in Vermittlung gebracht wird (vgl. Adorno 1966/2003: 41), indem sie sich selbst immer wieder prüft und berichtigt (vgl. ebd.: 56, 132) und an Realität und Praxis bindet (vgl. ebd.: 242). Selbstreflexion ist für Adorno das »Ferment geistiger Erfahrung« (ebd.: 57). Und obwohl er äußert: »Eigentlich denkt der Denkende gar nicht, sondern macht sich zum Schauplatz geistiger Erfahrung, ohne sie aufzudröseln« (Adorno 1958/1974: 21), bedeutet dies zwar, sich einzulassen, sich in Gedanken zu verlieren, aber nicht, dass diese Erfahrung einfach passiert oder nur intuitiv erfolgt. Die Abgrenzung von geistiger Erfahrung zur Intuition besteht für Adorno darin, dass Letztere als Assoziation an das Gegebene gebunden ist, aus einem bestimmten Zusammenhang heraus entsteht und nicht darüber hinausgeht (vgl. Adorno 1965-66/2003: 137). Hingegen will geistige Erfahrung spekulativ und überschreitend sein. Sie bewegt sich aber nicht völlig frei, sondern sie ist vielmehr ein Versuch, reflexiv über das eigene Denken hinauszugelangen (vgl. Adorno 1969/1972: 284), und leistet damit einen wesentlichen

Beitrag, über den Horizont hinauszudenken. Neben der Reflexion, die kontrolliert, ob Einfälle »sitzen«, ob ein Einfall »wirklich das Gemeinte genau trifft oder ob das nicht der Fall ist« (Adorno 1965-66/2003: 137), ist das Denken auch an eine gewisse Disziplinierung gebunden. »Der Gedanke, der von vornherein gänzlich diszipliniert ist, ist genausowenig zur Philosophie fähig, wie der undisziplinierte Gedanke zur Philosophie fähig ist« (Adorno 1965-66/2003: 135). Die Momente der Disziplinlosigkeit, Offenheit, Spekulation und der Diszipliniertheit, Realitätsgebundenheit, Prüfung sind daher im forschenden Tun miteinander zu verbinden.

In der geistigen Erfahrung kommt bei Adorno das über die begrenzte, falsche und ideologische Wirklichkeit hinausgehende Utopische zu Wort. Ebenso äußert sich darin seine Forderung nach einem »Mehr an Subjekts« (Adorno 1966/2003: 50) in der Wissenschaft, da diese Gedankengänge nicht von den Forschenden zu trennen sind (vgl. auch Kirchhoff 2004). Der Unmöglichkeit der Trennung von Natur/Körper und Geist Rechnung tragend, treten sinnliche und körperliche Momente hinzu. Ein Gegenstand kann – so fasst Ritsert Adorno zusammen – »stets nur auf den Wegen der Empfindung, Wahrnehmung, des Denkens und Sprechens ein Gegenstand für uns sein« (Ritsert 2011: 226). Besonders sympathisch finde ich eine Aussage Adornos in einer der Vorlesungen zur Negativen Dialektik: »Und ich muß Ihnen gestehen: ich kann nicht anders, ich reagiere im Denken zunächst einmal idiosynkratisch, also sozusagen mit den Nerven; und das sogenannte theoretische Denken ist dann in einem weiten Maß nur der Versuch, diesen idiosynkratischen Reaktionen durch Bewußtsein nachzufolgen« (Adorno 1965-66/2003: 49). Der somatische Impuls wird zum Auslöser, sich nachdenkend mit etwas zu beschäftigen. Im Zusammenhang mit der Diskussion von Hegels »Synthese« formuliert Adorno, wie bereits erwähnt, Ähnliches: Er versuche, sich »selbst auf die Sprünge zu kommen, warum ich mich gegen den Begriff der Synthese so sträube« (Adorno 1965-66/2003: 16, Hervorhebung i. Orig.). Etwas sträubt sich, der Körper reagiert abwehrend und wird so zu einem Ausgangspunkt für wissenschaftliche Überlegungen und für Reflexionen, die Pongratz als Zurückwendung auf leibliche und emotionale Momente fasst (vgl. Pongratz 2009: 117), wiewohl auch der Körper und seine Empfindungen nicht rein und natürlich, sondern gesellschaftlich mitgeformt sind. Mit dieser Figur kehren wir auch wieder zurück zum bereits genannten »seismographischen Instrumentarium«, das kritische Forscher_innen benötigen, um Brüche aufzuspüren, um Unstimmigkeiten wahrzunehmen und um Ahnungen vom Nichtidentischen zu entwickeln. Mit einem solchen Zugang muss ein entsprechender Vernunftbegriff einhergehen, Vernunft als Zusammentreten von Rationalität und körperlichen, sinnlichen Momenten. Thyen (1989) liest Adornos Negative Dialektik überhaupt als eine »Theorie der Erfahrung« und Kirchhoff verweist auf Adornos Wortwahl, wenn er in der »Einleitung in die Soziologie« davon spricht, dass Gesellschaft

fühlbar werde, »wo es weh tut« (Adorno 1968/1993: 65): »[N]icht von Verstehen oder Erkennen ist bei Adorno die Rede, sondern von Fühlen und Wehtun« (Kirchhoff 2004: 3).

Im leiblichen und emotionalen Moment tritt das Leid hinzu, die »dunkle Seite der Erkenntnis« (Kirchhoff 2004: 1). Die subjektive Leidenserfahrung und die Sensibilität für das Leid anderer sind ein wesentlicher Erkenntnisimpuls Kritischer Theorie, auch wenn ihnen vielfach mangelnde Wissenschaftlichkeit vorgeworfen wird. Für Adorno sind sie allerdings zwingende Notwendigkeit für Erkenntnis (vgl. Bonß 1983: 209). Er spricht von einem neuen kategorischen Imperativ, den Hitler uns aufgezwängt hat: das »Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe« (Adorno 1966/2003: 358). Eine rationale Begründung dieser Forderung wäre – so Adorno – widerspenstig, aber leibhaft lässt sich eine Abscheu darüber *fühlen*, welch unerträglicher Schmerz Menschen zugefügt wurde. Angesichts der vorherrschenden instrumentellen Vernunft – einer Vernunft, in der auch Barbarei als »vernünftig« gelten kann – könne nur eine leiblich empfundene »Sittlichkeit« hinzutreten, eine »praktisch gewordene Abscheu vor dem unerträglichen physischen Schmerz, dem die Individuen ausgesetzt sind« (Adorno 1966/2003: 358). Erfahrenes Leid wird dann ebenso wie die Wahrnehmung solchen Leids zu einem wesentlichen Ausgangspunkt für kritisches Handeln und Denken und für Widerstand, der der Kritik entspringen soll (vgl. Angehrn 2008: 273). »Das Bedürfnis, Leiden bereit werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit. Denn Leiden ist Objektivität, die auf dem Subjekt lastet; was es als sein Subjektivstes erfährt, sein Ausdruck, ist objektiv vermittelt« (Adorno 1966/2003: 29). Das Leiden ist ein Leiden an den Gegebenheiten und Verhältnissen, die das Leid auslösen. Moralphilosophie ist theoretisches Nachdenken über solche Voraussetzungen und Bedingungen und über die Möglichkeit des Richtigen. Angesichts des unfassbaren Leids habe es aber auch ein »Moment des Zynischen«, liege etwas »die Scham Verletzendes darin«, moralphilosophisch über Handlungen im Nationalsozialismus (er spricht hier vom Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944) nachzudenken, »wenn man ganz behaglich auf einem Katheder steht, und wenn Sie auch mehr oder minder behaglich in Ihren Reihen da sitzen« (Adorno 1963/1996: 20), eine Widersprüchlichkeit, die es sich bewusst zu machen gilt.

An diesem und anderen Beispielen wird deutlich, dass bei Adorno das Leiden brutal und heftig auftritt. Brunkhorst konstatiert sogar: »Der vom Haß geschärfte Blick aufs Bestehende ist die affektive Grundlage von Adornos konsequentem Negativismus« (Brunkhorst 1990: 97). Das von Adorno beschriebene Leid klingt, der Erfahrung der nationalsozialistischen Vernichtung von Menschen und Menschlichkeit und den Erfahrungen aus dem Leid der Emigration geschuldet, heftig und verbleibt in erster Linie in physischem Leid (vgl. Adorno 1966/2003: 202f.). Ich will Leiden umfassender verstanden wissen:

weder als nur extremes noch nur physisches Leid. In den Industriestaaten sind emotionale und psychische Leiden vermutlich deutlich häufiger als konkretes physisches Leid, wie es Adorno so offensichtlich vor Augen hatte. Aber auch im Nationalsozialismus waren nichtkörperliche Leiden der Demütigung, der Entmenschlichung oder des Vertriebenseins weit verbreitet, so wie auch aktuell unzählige Menschen körperliches Leid erfahren, nicht nur in Gebieten außerhalb industrieller Staaten, sondern auch mitten in diesen: von physischen Schmerzen, die durch Erwerbsarbeit hervorgerufen werden, bis hin zu den unerträglichen, vielfach tödlichen Erfahrungen von Flüchtlingen auf dem Weg nach Europa. Adorno weitert sein Verständnis aber aus: »Aller Schmerz und alle Negativität, Motor des dialektischen Gedankens, sind die vielfach vermittelte, manchmal unkenntlich gewordene Gestalt von Physischem« (ebd.: 202). Manchmal unkenntlich sind die vielen kleinen Schmerzen, die dennoch die Menschen weitab von einem glücklichen in einem unerträglichen Zustand halten. Neuere wissenschaftliche Erkenntnisse gehen sogar davon aus, dass »seelische« Schmerzen, beispielsweise aus sozialer Zurückweisung, gleich wie körperliche Schmerzen empfunden werden (vgl. z.B. Eisenberger/Liebermann/Williams 2003). Diese Zustände gilt es zu ändern: »Das leibhaftige Moment meldet der Erkenntnis an, daß Leiden nicht sein, daß es anders werden solle« (ebd.: 203). Trotz Veränderung in der modernen Gesellschaft sind Leiden weiterhin omnipräsent und treten zuweilen lediglich in andere Formen transformiert auf. Es bedarf daher weiterhin, »die Augen für ein Unrecht oder Leiden [zu öffnen, Ergänzung D.H.], das vorschnell als überwunden und versöhnt gilt« (Wesche 2011: 321). Der Impuls für Widerstand entspringt dem negativ Erfahrenen und der Möglichkeit eines Anderen: Es ist »keine Schönheit und kein Trost mehr außer in dem Blick, der aufs Grauen geht, ihm standhält und im ungemilderten Bewußtsein der Negativität die Möglichkeit des Besseren festhält. Mißtrauen ist geraten gegenüber allem Unbefangenen, Legeren, gegenüber allem sich Gehenlassen, das Nachgiebigkeit gegen die Übermacht des Existierenden einschließt« (Adorno 1951/1980: 26). Kirchhoff fasst Adornos Zugang dennoch als »Reflexion statt Resignation« (Kirchhoff 2004: 11) zusammen, resignativ ist nach Adorno ja vielmehr ein Verzicht auf Kritische Theorie (vgl. Adorno 1962/1972: 565).

Was kann aus dieser Vielfalt von möglichen und für Erkenntnis relevanten Erfahrungsräumen methodisch gewonnen werden? Die Forschenden sind mit all den Regungen, Wahrnehmungen, körperlichen wie emotionalen Empfindungen im gesamten Forschungsprozess präsent und untrennbar mit ihm verwoben, was es zunächst überhaupt wahrzunehmen und ernst zu nehmen gilt. In der geistigen Erfahrung gilt es, zu versuchen, über Gegebenes hinauszudenken, sich nicht von Realität einengen zu lassen und doch diszipliniert, konsequent, kritisch und reflexiv die Gedanken an diese zurückzubinden. Die denkende Bewegung betritt spekulative Sphären und wagt sich in ungewisses

und unsicheres, weil fehlbares Terrain vor, misst sich aber zurückwendend an vorhandenen Theorien, Erkenntnissen, empirischen Daten, gesellschaftlichen Verhältnissen etc. Ein weiterer methodischer Hinweis ist, in der Theorieentwicklung somatischen Impulsen des/der Forschenden Aufmerksamkeit und Raum zu geben. Weiters ist aber auch nichtrationalen Momenten im Forschungsthema nachzugehen, statt diese eventuell vorschnell als irrelevant abzutun. In der unauflöslichen Verbindung von Inhalt und Methode ist der Anspruch, den Blick auf Leiden zu richten, in einer negativ-dialektischen Methode unausweichlich eingeschrieben, als Impuls und Auslöser ebenso wie als stetige Begleitung im Forschungsprozess. Dazu bedarf es einer aufmerksamen und sensiblen Wachheit oder, wie W.F. Haug es formuliert, einer »Geistesgegenwart, [...] einer der Namen der Fähigkeit zu praktischer Dialektik, denn *ihr* ist die Gegenwart kein Loch, worin das Gewusste nutzlos versickert, sondern ein Durchgangsmoment weit verzweigter Vermittlungen, konkreter Entscheidungen« (Bloch: 86f.)« (Haug, W.F. 2008: 28).

Einige Fragen für die Arbeit am Widerstand könnten sein: Welche somatischen Empfindungen liegen meiner Forschungsfrage zugrunde und welche treten im Forschungsprozess immer wieder hervor? Welche spekulativen, über das Gegebene hinausgehenden Gedanken lassen sich zu Widerstand gegen Weiterbildung formulieren und an welches Vorhandene sind sie reflexiv zurückzubinden? Welche Leiden löst die Lernzumutung aus und inwiefern kann dieses Leiden Impuls für Widerstand sein? Inwiefern sind Entscheidungen für oder gegen Weiterbildung von subjektiven Erfahrungen geprägt und welche rationalen, irrationalen, somatischen Elemente lassen sich ausfindig machen?

3.3.6 Ergänzung: Möglichkeiten und Utopie

In der Negativen Dialektik spricht Adorno kaum – und wenn, dann eher indirekt – von Utopien, sondern nimmt das Negative und die Negation als Ausgangspunkt. Dennoch blitzt zwischendurch der Telos eines möglichen Anderen und Besseren hervor, wie bereits in den diskutierten Aspekten deutlich geworden ist. Ich möchte dieser Spur utopischen Denkens folgen, halte ich doch Utopien nicht nur für eine notwendige Ergänzung zur Kritik, sondern für methodische Fragen als auch für den Widerstand gegen (Weiter-)Bildung für nicht ganz unwesentlich. Selbst wenn die Negation wesentliches Element der Kritischen Theorie ist und sich Widerstand insbesondere in Form einer Negation ausdrückt, finden sich utopische Ansätze. Zudem sind nicht alle Vertreter_innen Kritischer Theorie dem Utopischen gegenüber so skeptisch wie Adorno und diese Ressource möchte ich nutzen.

Utopien standen immer wieder unter Verdacht, wurden in Misskredit gebracht und diffamiert. Selbst Marx und Engels beschimpften die damaligen »Utopisten« als zu unwissenschaftlich (vgl. Kreisky 2000: 14). In harmloserer

Form wurden sie als träumerisch, unrealistisch und realitätsfremd abgetan. Alles, was sich nicht in die Interessen von Kapital und Markt einordnen lässt, wird verunglimpft, umso mehr, wenn es für die Herrschaft gefährlich wird (vgl. ebd.: 18; auch Schwendter 1994; Neusüss 1986). Markard formuliert bisig: »Anders gesagt: Je beschissener die Bedingungen sind, desto mehr muss das Utopische diffamiert werden« (Markard 2005: 154). Utopien sind in ihren Ausformulierungen, ihren Zielen und ihren Phantasien durch die Jahrhunderte eng an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse gebunden, sie überschreiten diese und sind doch zugleich in ihnen verhaftet. »Was unter einem glücklichen Leben aber verstanden wird, sind Projektionen der Gegenwart« (jour fixe initiative berlin 2013: 7). Schwendter zeigt, dass aus Utopien auch auf gesellschaftliche Verhältnisse rückgeschlossen werden kann. »Aus dem Philosophischen ins Deutsche übersetzt, heißt das soviel wie: Sage mir, welche Utopien in einem bestimmten Land zu einer bestimmten Zeit geschrieben worden sind, und ich sage Dir, wie, im Gegensatz dazu, die gesellschaftlichen Bedingungen damals dort gewesen sein müssen« (Schwendter 1994: 21). Die Utopieforschung – ein umfangreiches Feld – beschäftigt sich eingehend mit Formen und Varianten utopischer Entwürfe durch die Geschichte und unterscheidet verschiedene Ausformungen, beispielsweise abstrakte oder konkrete, statische oder prozessuale, räumliche oder zeitliche Utopien, Ordnungsutopien und Freiheitsutopien. Letztere ist eine von Bloch geprägte Differenzierung (vgl. Bloch 1959/1985; Neusüss 1986; Schwendter 1994), die auch in anderen Zusammenhängen auftritt, beispielsweise bei Steinerts Unterscheidung von befreiungs- und ordnungstheoretischen Zugängen (vgl. Steinert 2007a: 12; vgl. auch Kapitel 2.1.1).

In den Diskussionen wechseln »Abschiedsrequien« (Kreisky 2000: 18) und Aufschwünge. Noch unter dem Eindruck des erklärten »Ende der großen Erzählungen« nach 1989 prognostiziert Schwendter folgende Entwicklung: »Freilich [...] würden jene zu früh frohlocken, die dann, wieder einmal, das endgültige ›Ende der Utopie‹ gekommen sähen. Überraschungsfrei wäre vorherzusagen, daß die utopische Dimension spätestens dann wieder verstärkt da wäre, wenn die nächste Strukturkrise eintritt« (Schwendter 1994: 17). Marcuse sprach bereits 1967 vom »Ende der Utopie«, allerdings nicht als Absage an die Utopie, sondern vielmehr als objektiver Möglichkeitsraum in dem Sinn, dass Ressourcen und Möglichkeiten für eine bessere Gesellschaft ohne Hunger, ohne Leid bereits ausreichend vorhanden seien (vgl. Marcuse 1967b). Negt, der sich immer wieder mit utopischen Potenzialen beschäftigte, veröffentlichte 2012 sein Buch »Nur noch Utopien sind realistisch«. Er spricht davon, dass sich der »Angststoff« wieder vergrößert (Negt 2012: 29) und neue Utopieentwürfe nach sich zieht. Negt gibt dem Utopischen bereits in seinen gesellschaftlichen Schlüsselkompetenzen einigen Raum, indem er sie als wichtigen Aspekt der »historischen Kompetenz« verankert (Negt 2010: 232), und 2012

widmet er sich intensiver diesbezüglichen Fragen. Er spricht beispielsweise von einem Wirklichkeitssinn und Möglichkeitssinn (Negt 2012: 30ff., 117) und von der Kraft, die kleinsten utopischen Momenten potenziell entspringen kann, beispielsweise, wenn er festhält: »Phantasie wird zur materialen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift« (ebd.: 40), sie bringe die Verhältnisse zum Tanzen, indem sie ihnen die eigene Melodie vorspiele. (Marx klingt deutlich durch.)

Bloch, dessen weitreichende Überlegungen zu Utopien in kritisch-theoretischen Zugängen immer wieder auftauchen und viele Gesellschaftskritiker_innen geprägt haben, entwirft – scheinbar ganz im Gegensatz zu Adorno – utopisches Denken als wesentliche kritische Antriebskraft und entdeckt bereits in den kleinsten Tagträumen und Hoffnungen utopische Momente (vgl. Bloch 1959/1985). In vielen Aspekten ist Bloch daher ziemlich konträr zu Adornos hartnäckiger Negativität, wie in einem 1964 stattgefundenen Gespräch über Utopie zwischen den beiden deutlich zu Tage tritt (vgl. Adorno/Bloch 1964/1975). Dennoch sind sie sich in grundlegenden Fragen einig, wie Bloch selbst im Gespräch formuliert: »Ich glaube, Teddy, hierin sind wir uns allerdings einig: Die wesentliche Funktion, die [...] Utopie hat, ist eine Kritik am Vorhandenen« (Adorno/Bloch 1964/1975: 70). Übereinstimmung zeigt sich auch, wenn Bloch in seinem Buch »Das Prinzip Hoffnung« formuliert: »Denken heißt Überschreiten. So jedoch, daß Vorhandenes nicht unterschlagen, nicht überschlagen wird. [...] Deshalb geht wirkliches Überschreiten auch nie ins bloß Luftleere eines Vor-uns, bloß schwärmend, bloß abstrakt ausmalend. Sondern es begreift das Neue als eines, das im bewegt Vorhandenen vermittelt ist, ob es gleich, um freigelegt zu werden, aufs Äußerste den Willen zu ihm verlangt« (Bloch 1959/1985: 2).

Solche Aspekte des Überschreitens, des Transzendenten treten auch bei Adorno – trotz seines Insistierens auf Kritik und Negation – immer wieder auf. Er verweist auf das Andere als ein Mögliches und vertritt trotz seiner Vorsicht gegenüber positiven Gegenentwürfen und seiner Ablehnung konstruktiver Kritik keine pessimistische Sicht unveränderlicher Verhältnisse. Heidbrink konstatiert, »daß Adorno es scheinbar niemandem recht machen kann, gleichzeitig als unverbesserlicher Schwarzseher gescholten und als letzter Utopist und Versöhnungstheoretiker diffamiert wird« (Heidbrink 2004: 99). Zumeist eher metaphysisch denn utopisch wird Adornos Metapher der »Erlösung« und »Versöhnung« interpretiert, wie ich bereits oben diskutiert habe. Die Metapher der Versöhnung verstehe ich als eine Art Platzhalter, weil die Verhältnisse, in denen eine solche Zustände kommen könnte, noch gar nicht denkbar sind. Unter jetzigen Bedingungen impliziert der Begriff der Versöhnung – so richtet Adorno sein Wort gegen Hegel –, dass die Negation und Nichtidentisches gewaltsam unter die neue Herrschaft der »versöhnenden« Synthese gepresst werden (vgl. Adorno 1966/2003: 162f.). Stattdessen insistiert Adorno auf

einer Versöhnung, in der Dialektik, Kritik und der Bruch zwischen Identität und Nichtidentität aufgelöst wären, Begriffe wie Freiheit sich angesichts nicht mehr vorhandener Unfreiheit auflösen würden (vgl. Schäfer 2004a: 33, 99ff., 202ff.). Solche »Versöhnung wäre das Eingedenken des nicht länger feindseiligen Vielen« (Adorno 1966/2003: 18). Oder in anderen Worten: »Utopie wäre über der Identität und über dem Widerspruch, ein Miteinander des Verschiedenen« (Adorno 1966/2003: 153). Diese Denkweise trifft sich dann wieder mit einem Versuch, zu denken, »als ob« etwas anders wäre, und damit den Gedanken von gegebenen Verhältnissen zu befreien.

Adorno lässt also nicht ab von einem »utopischen Vertrauen darauf, daß es – also: das nicht schon Zugerichtete, nicht Veranstandete, nicht Verdingliche – nicht eben doch soll möglich sein können« (Adorno 1965-66/2003: 111, Hervorhebung D.H.). Das utopische Moment spielt eine Rolle darin, den Gedanken über das Vorhandene hinaustreiben zu können, denn »wenn man den Gedanken sofort an seiner möglichen Verwirklichung mißt, so wird die Produktivkraft des Denkens davon gefesselt« (Adorno 1965-66/2003: 84). An der prinzipiellen Möglichkeit richtiger Praxis und richtigen Lebens ist demnach festzuhalten, auch wenn die Unmöglichkeit unüberwindbar scheint. An der Sentenz aus der *Minima Moralia* »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« (Adorno 1951/1980:43) – einer der bekanntesten Aussagen Adornos – wurde zu Unrecht eine dogmatische und paternalistisch wissende Haltung festgemacht. Kontextualisiert wird der Sinn des Satzes deutlich: Nicht dass gewusst werde, was das Richtige ist, aber – negierend und negativ – im Wissen um das Falsche und im Wissen um die Unmöglichkeit, aus dem jetzigen Falschen bereits das Richtige sagen zu können, hält Adorno lediglich fest, dass das Richtige noch nicht vollständig denkbar ist. In seiner Vorlesung »Probleme der Moralphilosophie« macht Adorno dies nochmals deutlich und kehrt neben der Verwobenheit in die jeweilige historische Konstellation explizit hervor, dass Ansätze eines »guten Lebens« derzeit nur in der Negation und im Widerstand gegen das Falsche bestehen könnten (vgl. Adorno 1963/1996: 249). Ritsert arbeitet aus Adornos Vorlesung »Philosophische Terminologie I« heraus, dass Dialektik »ihren Schauplatz in der Spannung zwischen der Einsicht in die ganz unmögliche Darstellung eines richtigen Lebens und zugleich des Bewußtseins davon, wie es sein könnte« hat (vgl. Ritsert 1997: 153). Diese Aussage sei paradox formuliert: »Die Darstellung des richtigen Lebens inmitten des falschen ist nicht möglich; das Bewußtsein davon, wie es besser sein könnte, dennoch unverzichtbar« (ebd.). Selbst wo Negation ist, bleibt eine Art Hoffnung: »Bewußtsein könnte gar nicht über das Grau verzweifeln, hegte es nicht den Begriff von einer verschiedenen Farbe, deren versprengte Spur im negativen Ganzen nicht fehlt« (Adorno 1966/2003: 370).

Das Utopische und das andere, bessere Mögliche bleiben bei Adorno aber vor allem negativ ausgedrückt. Bartonek (2011) entdeckt das Utopische, wie

bereits erwähnt, vor allem im Nichtidentischen. Im Negativen ist es zugleich unauslöschlich dialektisch aufbewahrt und blitzt aber zuweilen durch. Adorno verwehrt sich gegen eine Ausmalung von Utopien, da sie vom jetzigen Standpunkt aus nicht abschätzbar sind und angesichts unserer deformierten Gedanken nicht richtig sein können. Seiner Ansicht nach säkularisierte der Materialismus das theologische Bilderverbot, »indem er nicht gestattete, die Utopie positiv auszumalen; das ist der Gehalt seiner Negativität« (Adorno 1966/2003: 207). Daran knüpft auch Adornos Weigerung, dem Negativen ein Positives, der Kritik konstruktive Vorschläge beizustellen. Aber Erkenntnis, die an Inhalten arbeitet, will Utopien, die ein »Bewußtsein der Möglichkeit« sind, auch wenn gerade »das Mögliche, nie das unmittelbar Wirkliche, [...] der Utopie den Platz versperrt« (Adorno 1966/2003: 65). Aus dieser Argumentation, dass jede vorgestellte Möglichkeit verhindert, über das jetzt Denkbare gänzlich hinauszugehen, gewinnt Adorno seine Zurückweisung utopischer Entwürfe. Marcuse verweist – obwohl Utopien grundsätzlich befürwortend – ähnlich auf begriffliche Grenzen, die daraus erwachsen, gesellschaftliche Bedingungen nicht einfach verlassen zu können. »Könnten wir heute einen konkreten Begriff der Alternative bilden, so wäre es nicht der einer Alternative; die Möglichkeiten einer neuen Gesellschaft sind zu ›abstrakt‹, das heißt zu weit entfernt vom etablierten Universum und zu unvereinbar mit ihm, als daß ein Versuch gelingen könnte, sie mit den Begriffen dieses Universums ausfindig zu machen« (Marcuse 1969: 313). Aufgrund dieser Begrenzung, die nicht nur Vorsicht gegenüber dogmatischen Entwürfen ausdrückt, sondern vor allem Ausdruck dessen ist, dass nur Negation die Wirklichkeit treffen kann, sind die utopischen Momente bei Adorno entsprechend verhalten und skeptisch. Adorno ist »Utopie in Spiegelschrift« (Münz-Koenen 1997: 113).

Während Adorno selbst streng negativ bleibt und weder Utopien entwerfen will noch solche Entwürfe für sinnvoll und notwendig erachtet (vgl. Steinert 2007b: 215), gibt es dennoch utopische Momente in der Kritik und dem Negativen. Behrens stellt dazu fest, dass »das Programm der Sozialforschung der kritischen Theorie als Gesellschaftskritik [...] von der utopischen Perspektive der Veränderung als Möglichkeit der Befreiung und Befriedung des Daseins nicht zu trennen« ist (Behrens 2009: 203). Dennoch bleibt Behrens dabei, dass es in erster Linie negative Utopien sein werden, die auf Widersprüche und mögliche Entwicklungen hinweisen. Die Theorie selbst gibt »keine Begründungsmöglichkeit für die reale Einlösung dieser Vorstellungen. Sie gibt eine Begründung für die Unverfügbarkeit darüber, sie verhandelt das systematische Scheitern. [...] Daraus lassen sich keine positiven Handlungsoptionen ableiten, theoretisch ableitbar sind nur Negationen« (Marini 2008: 78). Selbst das gesellschaftskritische Interesse und dessen Telos sind vorwiegend negativ formuliert, auch wenn sich Differenzierungen der Reichweite formulieren lassen. Žižek greift dafür eine Unterscheidung von Lacan auf: »Antikapitalis-

mus sollte nicht das unmittelbare *goal* emanzipatorischer Politik sein, aber doch ihr oberstes *aim*, der Fluchtpunkt ihres gesamten Tuns« (Žižek 2009: 213, Hervorhebungen i. Orig.), in gewissem Sinn – negativ als »Anti-« formuliert – eine Nuancierung von pragmatischen und utopischen Ausrichtungen. Neusüss hält ebenso selbst bei positiv formulierten Utopien die Negation für das wichtigste Element: »Nicht in der positiven Bestimmung dessen, was sie will, sondern in der Negation dessen, was sie nicht will, konkretisiert sich die utopische Intention am genauesten« (Neusüss 1986: 33).

Was ist methodisch aus diesen Überlegungen zu gewinnen? Methodische Ansätze kritisch-utopischen Denkens sind bereits entwickelt, beispielhaft sei hier auf die »Zukunftswerkstatt« (Jungk/Müllert 1981) und auf didaktische Umsetzungsversuche der gesellschaftlichen Schlüsselkompetenzen von Negt im Rahmen eines Grundtvig-Projekts verwiesen (vgl. Brock et al. 2005a,b,c; Dvorák/Zeuner/Franke 2005; Schreiber-Barsch et al. 2005; Zeuner et al. 2005). Beim ersten Entwurf stehen Verbesserungen im direkten Lebensumfeld und beim zweiten die Herausbildung utopischen Denkens im Vordergrund. Obwohl die Entwürfe Ansätze beinhalten, Gedanken zum scheinbar vorerst Unmöglichen hin zu öffnen und an der Veränderbarkeit des Schlechten festzuhalten, sind sie für die Frage nach einer negativ-dialektischen Methode nur eingeschränkt tauglich, weil sie stark an lebensweltlichen Bezügen orientiert sind und eher nur erste »Gehversuche« in das Utopische beschreiben. Aus den von mir diskutierten Überlegungen ist hingegen aufzugreifen, im Negativen an Utopien festzuhalten. Das ist nicht nur möglich, sondern sogar notwendig, trotz der Unmöglichkeit, über Bestehendes hinauszudenken. Als Kontrastfolie zum Bestehenden könnte gefragt werden, »was wäre, wenn ...«. Zu versuchen wäre, so zu denken, »als ob« eine Möglichkeit bereits verwirklicht sei, um dieses Gedankenspiel dann reflexiv auf unterdrückende und herrschaftliche Aspekte zu befragen. Dabei gilt, negierend am inhaltlichen Telos eines möglichen Anderen festzuhalten – trotz und gerade weil es unmöglich ist. Für meine weitere Vorgehensweise bedeuten utopische Bezüge aber vor allem, zu versuchen, in das Negative reflexiv vorerst scheinbar Unmögliches immer wieder neu zu denken.

Für die weitere Arbeit am Thema Widerstand gegen (Weiter-)Bildung können sich folgende Fragen stellen: Welche utopischen Momente wohnen dem primär negierenden Widerstand gegen (Weiter-)Bildung inne? Wie lässt sich Widerstand gegen Weiterbildung unter anderen Verhältnissen denken? Welche alternativen Möglichkeiten zum aktuellen Weiterbildungsgeschehen lassen sich in welcher gesellschaftlichen Form denken?

3.4 EXKURS: EGON SCHIELE ALS NEGATIVER DIALEKTIKER

Mitten im Forschungsprozess stand ich – zufällig – erstmals vor dem Original jenes Bildes, das ich an den Anfang dieses Buches gestellt habe: Egon Schiele »Herbstbaum in bewegter Luft«, auch »Winterbaum« genannt. Mein erster Gedanke war: Hätte ich dieses Bild doch nur früher entdeckt, dann wäre mir das Verständnis der negativen Dialektik leichter gefallen. Allerdings hätte ich – ohne von den Gedanken und Denkweisen der negativen Dialektik trunken zu sein – vermutlich nicht das darin gesehen, was ich jetzt wahrnehme. So aber stand ich mehr zufällig im Museum vor diesem Bild, und mit voller Wucht schlug mir jeder Gedanke der negativen Dialektik aus dem kunstvoll gefüllten Quadrat entgegen. Das Erlebnis war ein zutiefst sinnliches, zunächst noch kein Denken, kein Analysieren, lediglich eine unbändige Anziehungskraft gerade dieses einen Bildes in einer Flut unzähliger anderer. Regung. Faszination. Das Gefühl, hier habe ich meinen Platz und meine Perspektive gefunden. Egon Schiele malte dieses Bild 1912. Adorno war gerade erst elf Jahre alt und hätte vermutlich nicht im Traum daran gedacht, was er mit seinem Denken noch auslösen würde. Aber Schiele malte bereits die negative Dialektik. Zumindest in meinen Augen.

So schön das Bild selbst noch in der Reproduktion erscheint, die wesentliche Aussage, die sich im Original so vehement den Betrachtenden aufdrängt, geht verloren: Es ist negativ gemalt. Der Stamm und die Äste sind nicht *vor* den brüchig wirkenden Hintergrund gemalt, sie sind selbst der Bruch. Die chancierenden Brauntöne der Äste überziehen die gesamte Leinwand und erst das Malen des grau-weißen Himmels lässt jene groben und feinen Linien aus, die dann letztlich als Baum hervortreten. Negative Dialektik ist aber nicht einfach nur negativ, nicht nur invers. Erst in der inhaltlichen Bestimmung dessen, was negativ ist, malt sie ein Bild des Falschen. Dies kann nur gelingen, wenn nicht bodenlos Fläche an Fläche, Linie an Linie gesetzt wird. Stattdessen wurzelt sie wie ein Baum, gewinnt nicht nur Festigkeit, sondern überhaupt Sein aus einem Grund, der erst die Perspektive bestimmt. Wird kein Ausgangspunkt festgelegt, so verliert sich der Baum in einem wilden Muster, scheint kein Baum mehr zu sein. Ohne Anhaltspunkt entsteht kein Bild, ohne Vorstellung eines anzustrebenden Besseren keine Kritische Theorie und keine negative Dialektik.

Die in die Kritik genommene Ideologie versinnbildlicht sich im düsteren Himmel des Bildes: Der Himmel bedeckt den größten Teil des Bildes, aber er ist bloß Schein. Er verdeckt die dahinterliegende bemalte Fläche, vermittelt aber den Eindruck, als wäre er die Wirklichkeit, das einzig Reale, das Naturgebene. Stattdessen verbirgt sich hinter der Erscheinung Baum etwas anderes, eine andere Wahrheit, eine andere Sicht von Realität. Schiele malt eine Oberfläche, hinter der er den Hintergrund verbirgt. Die Wirklichkeit des Himmels

ist also ebenso lediglich menschlich – vom Maler – hervorgebracht, so wie das Dahinterliegende nicht einfach *ist*, sondern *gemacht* ist. Das Dahinterliegende lässt sich nur vermuten, erahnen, nicht greifen, fassen, klar benennen, nicht in den Vordergrund zwingen, also: nicht identifizieren. Nur in den Brüchen der Äste blitzt etwas durch, was der Ahnung Raum gibt, dass sich dahinter vielleicht noch ein anderes (schöneres?) Bild verbergen könnte, vielleicht noch nicht ausgemalt, aber in Fragmenten vorhanden und im Negativ erahnbare. Aber erst, wenn es hervorträte, könnte es Gestalt annehmen und würde damit zugleich den Baum verschwinden lassen, wäre ein gänzlich Neues, Anderes.

Der Himmel lässt sich aber nicht nur als Ideologie lesen, sondern auch als Konstellation, die erst das Negativ des Baumes zur Geltung bringt. Die vielen Flächen, jede für sich eine Einheit, abgegrenzt, abgetrennt. Nur eine einzige Fläche weniger und statt des Baumes wäre das Bild nur ein abstraktes Ereignis. Die erkennbare »Lösung« des sinnlich wahrnehmbaren Baumes tritt erst aufgrund der Vielzahl von Flächen hervor, die sich in besonderer Weise gruppieren. Der Baum hingegen ist das Negativ, die Negation. Er öffnet Brüche zum nichtidentifizierbaren Mehr, er durchbricht die Ideologie des Himmels, er findet erst im Negativ zu seiner Gestalt. Die Äste zeigen in verschiedene Richtungen, meist ohne klaren Anfang, ohne klares Ende. Sie überlagern sich, durchkreuzen sich. Es lässt sich kaum fassen, wo der eine beginnt, der andere endet. Sie bilden Knotenpunkte und sind über diese engstens miteinander verbunden, dicht verflochten zu einer Art Netz. Im einen Ast erscheint der andere und umgekehrt. Hier bahnt sich der Widerspruch seinen Weg, ist doch ein Ast nicht nur er selbst, sondern zugleich auch Teil eines anderen. *Getrennt* und doch verbunden, untrennbar und in der widersprüchlichen Bezogenheit aufeinander werden jene Striche erst zu einem Ast. Im Geflecht ist noch der kleinste Ausläufer mit vielen anderen verbunden. Es ist ein dichtes Gewebe mit unzähligen Knotenpunkten. Und dennoch ist nicht alles, wie es scheint. Die Betrachtende wähnt sich schon in sicherer Position, das Bild erfasst zu haben. Aber nur wenn sie sich nicht darauf ausruht, zu wissen, wie das Bild »funktioniert«, wenn sie ihrer eigenen Wahrnehmung misstraut und genauer hinsieht, entdeckt sie Feinheiten. Einige wenige, ganz dünne Äste sind nicht negativ auslassend gemalt, sondern sind als feine Linien im Vordergrund gezogen. Wieder wird gebrochen, hier die Negation mit dem Positiven.

Aber nur im Zusammenspiel formieren sich Himmel und Baum, Vorder- und Hintergrund. Sie sind so eng verwoben, dass nicht unwidersprüchlich benennbar ist, was »vorne« und was »hinten« ist. Aus der Ferne betrachtet steht der Baum *vor* dem Himmel, aber aus der Nähe tritt der Baum negativ in den Hintergrund. Und zugleich ist keines ohne das andere. Wäre der Himmel nicht gemalt, gäbe es keinen Baum. Würde der Baum nicht in den Hintergrund treten, wäre der Himmel nicht Himmel, sondern lediglich Fläche. Das eine ist nicht ohne das andere. Dialektisch verwoben, unauflösbar. Eine Auf-

hebung wäre nur als Auflösung des Ganzen denkbar. Weder Baum noch Himmel, weder Hintergrund noch Vordergrund wären mehr existent, das Neue wäre etwas anderes, noch Unvorstellbares. Würde der Widerspruch in Synthese gezwungen, wäre das Bild nur noch Himmel und der Baum gewaltsam ausgelöscht. Und umgekehrt nicht weniger gewaltsam. Eine Seite beseitigt, eliminiert, unterworfen. Ein Zustand des einen allein, ohne den Widerspruch, ist (noch) nicht denkbar, wäre es doch eine Auflösung dessen, was einst Bild war in unserem Auge. Doch das Widersprüchliche, die Knoten und Verbindungen, die Negation und das Nichtidentifizierbare bleiben und bilden jene Konstellation, die das eindrucksvolle sinnliche Erlebnis ermöglicht.

3.5 RADIKALE, NEGATIVE BILDUNGSTHEORIE

Bevor ich in differenzierte methodische Überlegungen eentrete, gebe ich noch einen kurzen Einblick, wie radikal kritisches, negatives Denken und Handeln, wie es Adorno in seiner Negativen Dialektik ausbreitet und wie es von anderen weitergeführt wird, in pädagogischen, bildungswissenschaftlichen und erwachsenenbildnerischen Zusammenhängen zur Geltung kommt. Dem Vorwurf, eine solche Theorie sei zu praxisfeindlich, zu negativ, zu wenig in Handlung »übersetzbare«, um Relevanz für Fragen der Bildung zu haben, soll nun mit einigen bildungswissenschaftlichen Überlegungen begegnet werden (vgl. auch Holzer 2011a). Meines Erachtens beruhen die Argumente zur Praxisfeindlichkeit weniger auf der Unmöglichkeit von Übergängen, sondern vielmehr darauf, dass Kritik radikal ist und sich weite Teile der Bildungswissenschaft, Pädagogik und Erwachsenenbildung eher in ihrer eigenen Position absichern als sich radikal in die Kritik nehmen will. Lieber werden in einer Art hoffnungsfroher Allmachts- und Gestaltungsphantasie positive, zeitweise »sanfte«, zumindest aber scheinbar eigenständige, handlungsmächtige Rollen bevorzugt und von Theorien konkrete Praxisanleitungen eingefordert. Selbst in kritischer Bildungswissenschaft wurden lange Zeit stärker die positiven, gestalterischen und hoffnungsfroheren Aspekte der Kritischen Theorie von Habermas als die radikal negativen Zugänge Horkheimers oder Adornos rezipiert (vgl. Krüger 1999; Euler 2004: 17). In den letzten Jahren wurde in den Bildungswissenschaften aber neben Versuchen der Zusammenführung der Gesellschaftskritik der Kritischen Theorie und der poststrukturalistischen Subjektkritik auch die radikale Kritik Horkheimers und insbesondere Adornos in den Bildungswissenschaften, so sie nicht ohnehin fortgeführt wurde, erneut aufgegriffen. Zum einen, um bestimmten Unschärfen und Unzulänglichkeiten postmoderner und poststrukturalistischer Ansätze zu begegnen. Zum anderen wurde und wird mit der Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos und mit kritischen Bildungstheoretikern wie Heydorn und Koneffke

jene gesellschaftskritische Radikalität aufgegriffen, die kritisch-reflexiv marxistische Ansätze weiterentwickelt und für kapitalismuskritische Analysen geeignet scheint, die auf aktuelle Problemlagen verschärfter kapitalistischer Vergesellschaftung und Unterdrückung hinweisen (vgl. z.B. Koneffke 2006; Marini 2008; McLaren 2010, 2014; Ahlheim 2010; Pongratz 2010 a; English/ Mayo 2012; Euler 2014). Euler spricht davon, dass die Negative Dialektik »noch keinesfalls ausreichend in unserer kritischen Bildungsdiskussion entfaltet worden« sei (Euler 2000: 6). Die Wichtigkeit von Adorno für die Arbeit von Euler illustrieren Bierbaum, Bünger, Kehren und Klingovsky anekdotisch: Eulers Ausgabe der Negativen Dialektik sei so viel gelesen, mit Zetteln und Ergänzungen gespickt, dass es irgendwann neu gebunden werden musste. Euler habe von diesem Buch einmal gesagt, »es wäre der – und vielleicht einzige – Gegenstand, den er retten würde, falls einmal ein Feuer bei ihm ausbräche« (vgl. Bierbaum et al. 2014: 10).

Ahlheim hält in seiner Diskussion von »Erziehung nach Auschwitz« Adornos Relevanz für aktuelle Verhältnisse fest: »Das ist nun der – nicht nur seit der allgegenwärtigen Finanz- oder besser Wirtschaftskrise – aktuelle und unbequeme Adorno, den es wiederzuentdecken gilt, der die Frage der Aufklärung, der politischen Bildung, der ›Erziehung nach Auschwitz‹ ebenso selbstverständlich wie unerbittlich, ganz materialistisch und ganz anders als der gängige pädagogische Diskurs mit der Frage nach der zerstörenden Realität kapitalistischer Gesellschaften verbindet [...]« (Ahlheim 2010: 55). Entlang einiger soeben diskutierter Grundelemente einer negativen Dialektik werde ich nicht die sehr weitläufige Diskussion in den Bildungswissenschaften durchstreifen, sondern lediglich ausschnittartig ein paar Autor_innen zu Wort kommen lassen, um einen Eindruck des Diskussionsstandes zu vermitteln, die jene, die es interessiert, selbst weiterverfolgen können.

3.5.1 Radikale Kritik und Selbstreflexion

In der kritischen Bildungswissenschaft tauchen in der Rezeption der »älteren« Kritischen Theorie immer wieder zwei zentrale und zugleich schwierige Grundelemente auf: der reflexive, radikale Kritikbegriff und die radikale Negativität. Diese sind nicht ohne erhebliche Konsequenzen in die Pädagogik zu übertragen, berühren sie doch sogar die Legitimationsgrundlage der Pädagogik (vgl. Dammer 1999: 191). Für Lösch und Thimmel (2010b: 7) muss Kritik in jenen Ansätzen, die auf Kritische Theorie Bezug nehmen, jedenfalls über einen »formalen und reduzierten Kritikbegriff« hinausreichen. Kritik beinhaltet hier neben der Analyse und Beurteilung gesellschaftlicher Bedingungen auch, die Kritik und die Kritiker_innen selbst in die Kritik zu nehmen (vgl. Marini 2008: 51). Sie ist insofern radikal, als sie bereits am Erkenntnisprozess ansetzt, das Denken selbst radikal in Frage stellt, sich nicht nur Oberflächen,

sondern der Ursachenergründung widmet (vgl. ebd.: 13). Hoffmann betont die Notwendigkeit solcher Kritik, um vernünftiges, richtiges pädagogisches Handeln überhaupt erst zu ermöglichen (vgl. Hoffmann 2007: 77ff.).

Diese Radikalität schürt Verunsicherung und führt häufig zu einer Abwehr von Kritik. Es bedeutet, sich keiner Aussagen vollständig sicher sein zu können, diese immer wieder in reflexiven Prozessen hinterfragen zu müssen und daher keine klaren und eindeutigen Handlungsanweisungen zur Verfügung zu haben. Entsprechend unbequem ist es, Anschlüsse an die Kritische Theorie herzustellen. »Da ist es natürlich viel bequemer, auf der Mikroebene der pädagogischen Beziehungen zu bleiben und dort nach den ›Bedingungen der Möglichkeit von Bildung‹ zu suchen« (Ribolits 2007: 30). Dennoch kann im Anschluss an Kritische Theorie nur radikale Kritik dazu beitragen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse offenzulegen, Ungerechtigkeiten zu identifizieren und Unterdrückung aufzuzeigen. Radikale Selbstkritik ist nötig, um die eigenen Anteile an diesen Mechanismen und Verhältnissen wahrzunehmen und emanzipative (Selbst-)Veränderungen zu beginnen. Adornos Kritik an der Kritikabneigung bleibt aber unerbittlich: »Nicht darf an die Wunde gerührt werden, daß Bildung allein die vernünftige Gesellschaft nicht garantiert. Man verbeißt sich in die von Anbeginn trügende Hoffnung, jene könne von sich aus den Menschen geben, was die Realität ihnen versagt« (Adorno 1959/2006: 16). Diesem Gedanken folgend kann sich Erwachsenenbildungswissenschaft keinesfalls auf den Binnenraum der eigenen Disziplin zurückziehen und schon gar nicht trügerische Hoffnungen schüren. Kritische Erwachsenenbildung muss gerade an diesen Wunden röhren, auch wenn solche Problem- und Fragestellungen »wohl die größte Chance [haben], nicht gestellt zu werden« (Axmacher 1990a: 216).

3.5.2 Negativität und Handlungsoffenheit

Der zweite für die Bildungswissenschaft besonders relevante und schwierige Aspekt der Kritischen Theorie, der insbesondere die Rezeption von Adorno in der Pädagogik erschwert, ist die bestimmte Negation und damit verbunden die Haltung zu Handlungsperspektiven und Praxis. Marini vermerkt zwei an-zutreffende Reaktionsmöglichkeiten: die Negativität – insbesondere die Ausführungen von Adorno – als irrelevant und fruchtlos beiseitezulegen oder aber pädagogische Fragestellungen damit zu konfrontieren »und dabei das Risiko ein[zu]gehen, bisherige Begründungs- und Legitimationssicherheiten aufgeben zu müssen« (Marini 2008: 50). Pongratz wählt ebenso wie Marini den zweiten Weg. »Dass die Negativität dieses Denkens sich dagegen sperrt, unmittelbar praktisch zu werden, bedeutet allerdings nicht, dass seine Resultate jegliche praktische Konsequenz vermissen lassen. Im Gegenteil ergeben sich aus diesem Ansatz erhebliche Kurskorrekturen für Problemstellungen und Forschungslogik pädagogischer Theorie« (Pongratz 2010a: 34). Die Negativi-

tät dient dazu, pädagogische Ziele und Praktiken immer wieder kritisch zu hinterfragen, gesellschaftliche Widersprüche aufzudecken und damit nicht zu einer Pädagogik zu werden, die Herrschaft legitimiert, Menschen in die Verhältnisse erfolgreich integriert und lediglich effizient und funktional ist (vgl. ebd.). Dammer formuliert: »Eine Kritische Erziehungswissenschaft im Sinne Adornos kann – entgegen allen bisherigen Selbstverständlichkeiten der Pädagogik – nur negativ sein. Sie sieht ihre Aufgabe nicht darin, die schlechte Realität vom Podium der Normen aus zu beklagen oder zu ermahnen, sondern darin, zunächst die Nutzlosigkeit solcher Mahnungen [...] zu erklären« (Dammer 1999: 192). Krüger charakterisiert die vor diesem Hintergrund von Gruschka explizit entwickelte »Negative Pädagogik« als Pädagogik, die sich »auf die Kritik an der affirmativen pädagogischen Praxis beschränkt und nicht mehr sagen will, was direkt und konstruktiv aus der Kritik gefolgt werden kann« (Krüger 1999: 176). Negativ bleibt Pädagogik auch bei Dammer insofern, als sie auf Verstrickungen hinweist, aber nicht dem Wunsch nachgibt, »den Widersprüchen unvermittelt mit einer positiven Programmatik zu begegnen« (Dammer 1999: 192). Aus der Sicht von Dammer begründet dies aber keinen Praxisverzicht, sondern bekräftigt vielmehr gerade das Interesse an einer humaneren Praxis. Kritische Negation sei daher insofern sinnvoll, als bereits Hinweise darauf, was nicht funktioniert, fruchtbar seien (vgl. ebd.: 195). In Anlehnung an Horkheimer spricht Dammer daher davon, dass kritische Pädagog_innen theoretische Pessimist_innen und praktische Optimist_innen seien (vgl. ebd.: 193).

Die grundsätzliche Handlungsoffenheit und die Verweigerung von Handlungsanleitungen stellen eine der größten Schwierigkeiten pädagogischer Rezeption von Kritischer Theorie dar. Mit diesen Aspekten tun sich Pädagogik und Erwachsenenbildung besonders schwer. Aus dem Kritikverständnis heraus lassen sich aber keine konkreten positiven Handlungsanleitungen formulieren, steht jede Handlungsabsicht doch vielmehr auf unsicherem Grund. Im bildungswissenschaftlichen Versuch konstruktiver Wendungen (z.B. bei Klafki) verortet Dammer einen Verlust an negativer Unbedingtheit und dialektischer Spannung (vgl. Dammer 1999: 190). Immer wieder wird insbesondere auf Adornos angebliche »Praxisfeindlichkeit« ablehnend Bezug genommen (vgl. Marini 2008: 50), ein reflexiver Rückzug auf radikale Kritik und primäre Negation scheint irritierend und provozierend. Adorno war aber sehr wohl der Praxis zugewandt, ist dies doch ein charakteristisches Element Kritischer Theorie. Für Adorno enthält Denken bereits ein »Moment der Praxis« und er fordert auch Praxis, die reflektiert an die Theorie zurückgebunden sein und auf ihre Adäquatheit geprüft werden muss. Daraus ergibt sich für Adorno entsprechend eine Kritik an der Praxis, die sich ihrer Unmöglichkeit zu wenig bewusst ist und in »Pseudo-Aktivität« und Aktionismus verfällt (Adorno 1965-66/2003: 83f.; Adorno 1969a/1977, 1969b/1971). Nicht zuletzt traf er mit dieser Kritik an der Praxis der Studierendenbewegung auf deren Ablehnung. Aller-

dings wohnt gerade einer reflexiven Distanz und damit auch einem zumindest zeitweiligen Abstand von Handlungsautomatismen jenes Moment inne, das sich als kritische Haltung kennzeichnen lässt. Dammer verweist darauf, dass »für Adorno Kritik, die diesen Namen verdient, nur im reflexiven Rückzug von der Praxis, in radikaler Distanz zum Betrieb des ›falschen Lebens‹ denkbar [ist]. Gleichwohl ließen ihn seine Analysen nie vergessen, mehr noch: machten sie das Eingeständnis zwingend, daß er selbst ein Teil dieses Betriebes, also unentzerrbar in das verstrickt war, was er kritisiert, und daher auch nicht den positiven Anspruch erheben konnte, einer besseren Zukunft den Weg zu ebnen« (Dammer 1999: 189). Marini beschreibt, dass für Adorno nur jene Handlungen das Attribut »Praxis« verdienen, die auf Emanzipation und auf eine Abschaffung von Leiden gerichtet sind. »Wenn Aktivitäten nicht zur Veränderung sondern zur Verfestigung des Ganzen beitragen, können sie im Sinne Adornos keine Praxis sein« (Marini 2008: 70). Kritik hat daher die Aufgabe, diese momentane Unmöglichkeit von Praxis aufzudecken. »Damit wird diese Kritik zur Praxis« (Marini 2008: 70).

3.5.3 Gesellschaftskritische, eingreifende Theorie und Praxis

Eine in den Bildungswissenschaften immer wieder auftauchende Frage ist jene nach einer Autonomie der Pädagogik gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen. Krüger attestiert Klafki beispielsweise, dass er eine relative Autonomie der Pädagogik damit begründet, dass die gesellschaftlichen Bezüge weder unilinear noch deterministisch seien und daher eine gewisse Distanz von ökonomischen und gesellschaftlich-politischen Verhältnissen möglich sei (vgl. Krüger 1999: 165). Keckeisen formuliert, dass Kritische Theorie zwar eben illusionslos auf ein Scheitern revolutionärer, insbesondere historisch-deterministischer Hoffnungen reflektiere und nicht zuletzt daraus pessimistische Einschätzungen folgten. Allerdings: »Setzt nun die Kritische Erziehungswissenschaft dieser Erfahrung der Niederlage und ihren negativen Konsequenzen für die mögliche Orientierung befreiender Praxis *Konstruktivität* lediglich als Prinzip entgegen, so scheint die daraus entspringende Zuversicht um den Preis nicht nur jener Erfahrungen, sondern auch des geschichtspraktischen Begründungszusammenhangs im ganzen erkauft« (Keckeisen 1992: 133, Hervorhebung i. Orig.). Er stellt allerdings eine Tendenz zu solchen Wendungen fest, eine Tendenz, »zu dem [...] Topos der pädagogischen Autonomie zurückzukehren, an dessen Unwahrheit die Kritik sich einst entzündete« (ebd.), und attestiert, dass sich pädagogisch und erziehungswissenschaftlich Handelnde dadurch weitgehend von politischen Verantwortungen entlasteten. Ausgangspunkt solcher Pädagogik seien nicht mehr Leidens- oder Unterdrückungserfahrungen, sondern vielmehr werde ein »Gattungsinteresse« kreiert, das in ethische Begründungen mündet und so konkrete Erfahrungen und gesellschaftliche Veränderungen-

anforderungen »durch transzendentale fundierte regulative Prinzipien« (ebd.) ersetze und Pädagogik so »scheinbar aus der Kontingenz sozialstruktureller Entwicklungen und aktueller Interessenkonflikte befreit« (ebd.). Mollenhauer, der in den 1970er-Jahren wesentliche Grundaspekte kritischer Erziehungswissenschaft formulierte, kehrte in späteren Reflexionen zu diesem Motiv zurück und sah ein Defizit kritischer Erziehungswissenschaft darin, dass sie pädagogische Autonomie nicht mehr enthalte (vgl. Tenorth 1999: 136).

In einem kritisch-theoretischen Verständnis ist eine solche Autonomie aber weder denkbar noch wünschenswert, denn sie widerspricht der Erkenntnis, dass alle Lebensbereiche gesellschaftliche und von Gesellschaft durchdrungen sind. Was bleibt, ist lediglich Scheinautonomie, die sich zudem noch mit äußeren Prinzipien und damit einer idealistischen Ethik und Moral verbündet. Im Aufgreifen von den in der Pädagogik inhärenten Widersprüchen von Bildung und Herrschaft (Heydorn 1970/2004) und Integration und Subversion (Koneffke 1969) wird Pädagogik und Bildung selbst in die Kritik genommen. »Dadurch ist es möglich, dass die *Autonomie* der Pädagogik weder gefeiert noch negiert werden muß. [...] Nicht das ›Für und Wider‹ pädagogischer Autonomie steht daher zur Diskussion, sondern ihr widersprüchlicher Charakter. Dieser nun ist die Bedingung der Wirklichkeit von Kritik in der Pädagogik. Heydorn und Koneffke identifizieren also die *Kritik als einen der Pädagogik immanenten Modus ihrer Funktion*« (Euler 2004: 19, Hervorhebung i. Orig.). Weder ist Pädagogik also vollständig autonom von gesellschaftlichen Verhältnissen, noch wird Kritik der Pädagogik von außen »zugetragen«, sondern Pädagogik ist inhärentes Element einer bürgerlichen Gesellschaft und Kritik ist durchgehend immanent, wodurch kritische Pädagogik, kritische Bildung und Bildungswissenschaft »ihrem Auftrag nach gesellschaftskritisch« (ebd.) sein muss.

Ein Grundelement kritischer Bildungswissenschaft ist, »pädagogisches Handeln als historisch vermittelte gesellschaftliche Praxis zu fassen« (Krüger 1999: 165). Weil Kritische Theorie immer Gesellschaftstheorie ist, ist »Bildungskritik [...] ohne Gesellschaftskritik nicht zu haben« (Pongratz 2010a: 31). Gesellschaftliche Kontextualisierung ist kein ausschließlich kritischer Ansatz. In Zugängen, die nicht der Kritischen Theorie entspringen, wird Gesellschaft häufig wie ein »Bühnenbild« als Hintergrund ausgemalt, vor dem beispielsweise Erwachsenenbildung ihr Schauspiel liefert. Gesellschaft und ihre Entwicklungen werden als naturgesetzlich determiniert, in einer eigenen Logik voranschreitend und daher weitgehend unbeeinflussbar angenommen, auf die Erwachsenenbildung lediglich anpassend reagieren kann. Aus gesellschaftlichen Bedingungen werden Notwendigkeiten für pädagogisches Tun linear und kausal abgeleitet (vgl. z.B. Europäische Kommission 2006). Solche Konzeptionen stellen »gesellschaftliche Bedingungen [...] als unabänderliche ›Sachzwänge‹ dar, statt sie als von Menschen gemachte und deshalb prinzipiell veränderliche Bedingungen zu begreifen« (Koller 2006: 229). Demgegenüber

richten kritische Zugänge eine »gesellschafts- und ideologiekritische Perspektive auf Bildungs- und Erziehungsprozesse« (Bernhard/Rothermel 2001: 12) und eine »emanzipative Veränderung der Gesellschaft« (ebd.: 13) ist wesentliche Triebkraft.

In der Thematisierung spezifischer gesellschaftlicher Risse, Brüche und Widersprüche (vgl. Pongratz 2010a: 34) werden die Totalität und die komplexen Zusammenhänge der Gesellschaft ideologiekritisch in den Blick genommen, wird auf Veränderbarkeiten hingewiesen, aber gleichzeitig bewusst anerkannt und wahrgenommen, selbst in die ideologischen Verblendungen verstrickt zu sein und sich daher dem Verfahren radikaler, reflexiver Selbstkritik stellen zu müssen. »Kritisch-emanzipatorische Pädagogik kann als der Versuch umschrieben werden, sich von der Ebene des Lamentierens über Oberflächenphänomene des bürgerlichen Erziehungs- und Bildungsgeschehens zu verabschieden und den kritischen Blick auf die dahinter wirksame Grundprämisse der bürgerlichen Gesellschaft – die Verwertungslogik des Marktes – zu richten« (Ribolits 2009: 131). Denn »weder wird sich eine Pädagogik unter kritischem Vorzeichen damit begnügen können, Erziehung und Bildung nach Maßgabe einer möglichst reibungslosen Integration in die bürgerliche Gesellschaft zu installieren, noch wird sie pädagogische Institutionen einzig nach ihrer Effizienz, ihrer Funktionalität oder instrumentellen Verfügbarkeit in den Blick nehmen. Vielmehr geht es [...] um eine stets erneuerte, kritische Befragung pädagogischer Ziele, Institutionen und Praktiken« (Pongratz 2010a: 35). Kritische Erwachsenenbildung(-swissenschaft) ist dabei immer als gesellschaftlich zu denken, sie setzt »sich von der bürgerlichen Pädagogik in erster Linie dadurch ab, dass sie das von dieser vorausgesetzte Postulat einer pädagogischen Autonomie radikal in Frage stellte. Es wurde die Vorstellung über Bord geworfen, Erziehung und organisiertes Lernen könnten umstandslos zu einer Humanisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse beitragen. Da die Entwicklung pädagogischer Theorien und pädagogisches Handeln in den aktuell gegebenen politisch-ökonomischen Kontext eingebunden sind, gleicht jeder Versuch, aus dem Binnenraum der Pädagogik Postulate für eine Praxis im Dienste menschlicher Emanzipation und Mündigkeit zu entwickeln, der Bemühung, sich am eigenen Schopf aus den Sumpf zu ziehen« (Ribolits 2007: 32; auch Ribolits 2009: 131).

Kritische (Erwachsenen-)Bildung und kritische (Erwachsenen-)Bildungswissenschaft als gesellschaftlich verwoben zu betrachten trägt in sich, nicht nur Bildung und Erziehung, sondern die gesamte Gesellschaft zu einem Besseren transformieren zu wollen. Sie richten ihr Interesse »nicht auf die Faktizität des Bestehenden, sondern auf Potenziale des Möglichen« (Faulstich 2003: 118). In einem wesentlichen Punkt unterscheiden sich kritische von bürgerlichen Ansätzen: Während Emanzipation in der bürgerlichen Bildung auf individuelle Entwicklung gerichtet ist und es gelungen ist, diesen emanzi-

patorischen Anspruch dominant im gesellschaftlichen Diskurs zu etablieren – mit Bildung wird gerade im Alltagsverständnis in hohem Maß diese Entfaltung der Persönlichkeit und der eigenen Stärken und Potenziale konnotiert –, sind in kritischen Ansätzen individuelle und kollektive Emanzipation nicht voneinander zu trennen (vgl. Pongratz 2010a: 34f.). Bildungswissenschaftliche und bildungspraktische Perspektiven können daher niemals allein auf den Binnenraum der Pädagogik und auf das Individuum beschränkt sein, denn dies würde dem Verständnis entsprechen, Menschen lediglich innerhalb gegebener Möglichkeiten souverän und mündig zu machen. Vielmehr müssen der Blick und das Handeln darauf ausgerichtet sein, das Umfeld, die Verhältnisse und die Gesellschaft zu verändern. Mündigkeit kann demnach nur in ihrer gesellschaftlichen Relevanz wahrgenommen werden – als ein »anzustrebendes Selbstverhältnis des Menschen, das durch Abhängigkeits- und Herrschaftsstrukturen nicht behindert wird« (Ribolits 2004: 15; auch Ribolits 2009: 225). Für Heydorn ist Mündigkeit in der bürgerlichen Herrschaft von einer kollektiven zu einer individualisierten reduziert worden. Aber: »Im Ausgang war bestimmd, dass das Individuum nur mit allen oder überhaupt nicht mündig werden kann« (Heydorn 1972/2004: 65). Ribolits führt diesen Gedanken weiter: »Jeder Ansatz der Förderung von Mündigkeit muss deshalb unweigerlich in der politischen Aktion gegen unterdrückerische Gesellschaftsverhältnisse münden« (Ribolits 2004: 15; auch Ribolits 2009: 225). Die zurzeit vorherrschenden individualistischen »Heilsversprechen« – Erfolg durch individuelle Leistung – werden damit als antiemanzipatorisch entlarvt und die Machtverhältnisse und Interessen sind als ideologische Verwerfungen zu beleuchten (vgl. Bernhard/Rothermel 2001: 13).

Kritisch-emanzipatorische Erwachsenenbildung kann daher nur das Ziel verfolgen, Menschen sozial handlungsfähig zu machen, und zwar nicht im Sinne einer unhinterfragten, ausschließlichen Anpassung an soziale Bedingungen, sondern im Sinne einer Handlungsmöglichkeit der Person für sich und mit anderen inklusive der Möglichkeit, gesellschaftliche Bedingungen zu verändern. Pongratz umreißt drei Dimensionen kritischer Erwachsenenbildung, die weiterzuentwickeln seien: erstens Erwachsenenbildung als Kraft der Unterscheidung, als »Fähigkeit, Differenzen und Risse sichtbar zu machen« (Pongratz 2010a: 27), zweitens als öffnende Suchbewegung und reflexive Sensibilität und drittens als differenzierte Erfahrung von Wirkweisen, die denkend und reflektierend über das Bestehende hinausgehen kann (vgl. ebd.). Jarvis plädiert dafür, dass jene Erwachsenenbildung wiederentdeckt werden müsse, »which can help us realise our individual freedom and exercise our own moral responsibility to the other in an imperfect world« (Jarvis 2008: 6). Ribolits sieht eines der Hauptprobleme darin, dass Pädagog_innen häufig dem Irrtum erliegen, ihr Beruf sei quasi »unschuldig«, das heißt nicht in die Marktlogik und in Machtinteressen eingebunden. Eine solche Annahme verunmöglicht einen

kritischen Blick auf das Bildungsgeschehen und das eigene Tun. Mit kritischer Bildung auf Emanzipation abzuzielen, erfordere zuerst eine Emanzipation der Pädagog_innen selbst (vgl. Ribolits 2007: 32).

3.6 NEGATIV-DIALEKTISCH DENKEN UND LESEN: EIN METHODENENTWURF

Wenn wir nun nach diesem Abstecher in die kritische (Erwachsenen-)Bildungswissenschaft zur Fragen einer negativ-dialektischen Methode zur theoretischen Erkenntnisgewinnung zurückkehren, bleibt weiterhin ein gewisses Unbehagen aufrecht. Aus der negativen Dialektik habe ich zwar nur Ausschnitte und ausgewählte Dimensionen referiert und diskutiert – Vertiefungen würden zu weit vom Versuch der Genese einer Methode wegführen –, aber dennoch verblieben meine bisherigen Ausführungen eher in einer methodologischen Begründung als einer greifbareren Formulierung methodischer Wege, die es zu beschreiten gilt. Die Anklänge sind daher in eine Form zu gießen, die die weiteren Denkprozesse als Navigationsstützen tragfähig machen können. Negativ-dialektisches, kritisches Denken ist nicht auf einfache Handlungsregeln herunterzubrechen. Das ist aus meiner Sicht für eine methodische Fassung aber auch nicht erforderlich. Klare, nur zu befolgende Verfahrensregeln entsprächen einem engen, traditionellen und instrumentellen Methodenverständnis, das sich der Objektivierung, Messbarkeit, Eindeutigkeit und Widerspruchslösigkeit widmet. Bereits deutlich wurde, dass eine Methode Kritischer Theorie das nicht leisten kann und will.

Die Kunst der weiteren Ausführungen besteht nun darin, negativ-dialektisches Denken und Lesen davon zu befreien, unerlernbare »Begabung« zu sein bzw. geheimlehrenhaft nur wenigen Eingeweihten (nach intensiver und langer Beschäftigung) zugänglich und gleichzeitig nicht zu einschränkend im Sinne herkömmlicher Methodenbegriffe zu sein. Die methodischen Überlegungen müssen vereinfachend sein und dürfen dennoch nicht unterkomplex werden. Sie sollen das Denken lenken, konzentrieren und gleichzeitig öffnen und befreien. Die Überlegungen bedürfen einer gewissen »Anwendbarkeit« und sollen doch nicht zu abgekürzten Operationen werden. Sie erfordern eine Anerkennung der Untrennbarkeit von Verfahren und Inhalten mit all ihren Interessenbezügen. Die Methode soll so weit entwickelt sein, dass sie für die weiteren Überlegungen denkleitend sein kann. Zugleich aber bleibt sie notwendig unabgeschlossen, könnte aber Ausgangspunkt für zukünftige Weiterentwicklungen von Methoden der (kritischen) Theorieentwicklung sein.

Im Rahmen einer negativ-dialektischen Methode von Instrumenten oder Werkzeugen zu sprechen, ist aufgrund der oben bereits formulierten Kritik nicht geeignet. Vielmehr sind in das Denken die umfassenden Begründungen

der Inhalte, der Interessen, der Ziele, der erkenntnistheoretischen Analysen und Ausrichtungen einzubeziehen. Um diesem Anspruch auch nur ansatzweise gerecht zu werden, spreche ich daher nicht von Instrumenten und Werkzeugen, sondern von »Navigationsstützen«. In der traditionellen Navigation – nicht in der instrumentellen Variante der Nutzung von Navigationsgeräten, bei der Anweisungen lediglich zu folgen ist – werden Standort- und Zielbestimmung verknüpft, und daran orientieren sich die Suche nach der Route und die Beibehaltung des Kurses, der aber immer wieder angepasst werden muss, weil Wind, Gelände, Drift oder andere Unwägbarkeiten eine Veränderung erzwingen. Navigation ist also eine Verbindung aus materialen Gehalten (Ziele, Bedingungen), aus Verfahrensweisen (Standortbestimmung durch Karten, Instrumente etc. und Routenfestlegungen, Kurshalten) und aus im Voranschreiten notwendigen Veränderungen (Routenanpassung). Die Metapher der Navigation birgt aber mehr: Das Ziel der Navigation, zumindest auf längeren Strecken, liegt möglicherweise unsichtbar hinter dem Horizont, die Orientierungspunkte verändern sich ständig, die Wahl der Mittel muss wohlüberlegt sein, denn was hilft tagsüber eine Sternenkarte. Selten gibt es, lediglich einer einzigen richtigen Route zu folgen, vielmehr lassen sich je nach Interesse und Bedürfnissen verschiedene Wege beschreiten und gegebenenfalls auch wieder verlassen. Zudem gilt: keine Navigation ohne Navigator_in, ohne Wissen und Erfahrung, ohne Wachsamkeit. All diese Punkte treffen auf negativ-dialektisches Erkunden zu. Lediglich der Anspruch, mit dem Tun die Verhältnisse in Bewegung zu bringen, lässt sich nicht ganz widerspiegeln, denn zumindest die zu durchquerende Landschaft wird sich schwerlich der Navigation anpassen, aber entlang und abseits der Route können die Navigator_innen sich und ihr Fahrzeug in Bewegung versetzen. Methoden bleiben lediglich »Stützen«. Sie geben eine gewisse Sicherheit, sind hilfreich und nützlich, aber die Stütze ist nur Ergänzung, nicht für sich allein handlungs- und tragfähig, sondern lediglich »Beiwerk« zum Tun.

In der Abwehr, negative Dialektik methodisch weiter zu explizieren, verweist Adorno immer wieder darauf, dass sie nur im Vollzug beobachtbar sei. Wie aber anfangen? Adorno sagt in seiner Vorlesung »Einleitung in die Soziologie«, man müsse mal anfangen, auch ohne festen Ausgangspunkt, ohne methodische Anweisung, wie etwas zu machen sei. Wie? Indem »man's halt macht« (Adorno 1986/1993: 31). Soll ich demnach einfach mal anfangen? Das klingt zu einfach. Eine gewisse Leichtigkeit ist zu begrüßen, allerdings würde das voraussetzen, kritisches und negativ-dialektisches Denken bereits verinnerlicht zu haben. Bei Adorno kann dies angenommen werden, insbesondere, da die Vorlesung seine letzte war und er daher bereits auf lange Forschungserfahrung zurückblicken konnte, die sich darüber hinaus intensiv der Begründung und kritischen Reflexion Kritischer Theorie widmete. Aus solcher »sattelfester« Perspektive ist es leicht gesagt, einfach zu beginnen. Wie aber ist es,

wenn noch kein umfangreiches Wissen über Kritische Theorie und ihre Denkweisen vorliegt? Fehlt diese umfassende Erfahrung, birgt einfach loszulegen die Gefahr unkritischen Vorantastens, denn zumindest die kritische Haltung müsste grundgelegt sein, um nicht unreflektiert in herrschaftsförmige und ideologische Verstrickungen zu verfallen. Insofern:

Entgegen mancher Empfehlungen von Adorno selbst und auch gegen die Warnungen vor einer Methodologisierung negativ-dialektischen Denkens, entgegen der Nicht-Voranstellbarkeit und eingedenk der prinzipiellen Unabschlossenheit versuche ich dennoch eine Methodenbeschreibung, die entsprechend offen und vorläufig bleiben muss. Wenn ich darauf aufbauend »dann halt mache«, wird ständig reflexiv zu prüfen sein, inwiefern dieses Vorgehen seine Richtigkeit hat und wo Variationen und Erweiterungen nötig sind. Ich öffne eine Möglichkeit, die ich der Kritik und Weiterentwicklung preisgebe. Eine methodische Verfeinerung bedürfte eines Forschungsprogramms im Sinne Steinerts, indem viele Köpfe gemeinsam und einzeln Gedanken weiterentwickeln, die erst in der Vielfalt und Menge ein umfassenderes Bild entstehen lassen würden. Insofern bleiben die vorliegenden methodologischen Überlegungen »vorläufige Resultate eines prinzipiell offenen Deutungsprozesses. Sie sind als Diskussionsangebot [...] zu verstehen« (Dammer 1999: 203). Als Grundlage, als Hintergrundfolie, als Basis meiner Forschungsarbeit stelle ich an mich den Anspruch, negativ-dialektisches Denken so zu erschließen, dass es zugänglicher und in gewisser Weise »anwendbar« wird und gleichzeitig »angemessen kompliziert zu machen« ist (Steinert 2007a: 176). Ich verstehe meinen gesamten »Erkenntnisgewinn als Naivitätsverlust« (ebd.: 177). Dem ist im Folgenden gerecht zu werden.

3.6.1 Zur Navigation – prozesshafte Entwicklung von Aneignungen und Anwendungen

Wenn ich reflexiv darauf zurück schaue, welche Wege der Erschließung kritischen Denkens ich selbst beschritten habe, ergibt sich ein Bild, das ein wenig Auskunft über die prozesshafte Entwicklung von Aneignungen und Anwendungen geben kann. Die Navigationsstützen sind erst durch langes Hinsehen, Nachdenken und Nachspüren Stück für Stück aus dem Dunkeln herausgetreten. Aus der intensiven Beschäftigung mit einer Methode kritisch-theoretischen Denkens erwuchs allerdings die Sicherheit, die erdachten Vorgehensweisen ausreichend im Bewusstsein zu haben, was hingegen bei einem ersten Kennenlernen, das heißt ohne diesen Vorlauf, vermutlich nicht so leicht fallen würde. Anhand der Metapher einer Motorradreise möchte ich die grundlegende Herangehensweise zur Hand geben.

In Sachen Reise-Navigation bin ich von der »alten Schule«. Ich habe nicht das Bild inzwischen gängiger elektronischer Vollnavigation vor Augen, bei der

ein Zielpunkt eingegeben wird und das Navigationsgerät mit Anweisungen, wann wo weiterzufahren ist, den gesamten Weg bestimmt. Ältere satellitengestützte Navigationsinstrumente waren noch einfacher gestrickt. Auch da wurde ein Ziel definiert, das Gerät zeigte aber lediglich die Richtung an, in der dieses Ziel lag. Der genaue Weg musste selbst gefunden und erkundet werden. Anspruchsvoller wird die Navigation mit sogenannten (nicht digitalen) Roadbooks, wie sie bei Rallyes zum Einsatz kommen: Das Ziel ist vorgegeben, der Weg ebenso. Entlang von Angaben über Streckenabstände, Kurven und Abzweigungen wird dem Weg gefolgt. Während in Straßenrallyes die Orientierung unmissverständlich ist, wird es offroad erheblich schwieriger. Ein deutlicher Weg ist nicht immer zu erkennen und in den Roadbooks sind vor allem auffällige Orientierungspunkte verzeichnet. Es erfordert höchste Aufmerksamkeit, auf Wegmarken wie einzelne Bäume, Hügelkuppen oder Steinhaufen zu achten, die Hinweise auf den weiteren Wegverlauf geben. Die Fahrer_innen müssen gleichzeitig wissen, wo sie sich genau befinden, wo ihr Standort ist, von dem aus sie die Umgebung und den Weg bestimmen. Dieser Standort ergibt sich aus Messdaten zurückgelegter Wegstrecken, Himmelsrichtungen etc. Bei einer derartigen Navigationsform sind Blicke über den Weg hinaus zu werfen, die gesamte Umgebung muss mit einbezogen werden.

Und als letzte Navigationsmöglichkeit sei meine Herangehensweise genannt: Eine Gegend kann bereist werden, indem lediglich das endgültige Ziel – wieder zu Hause anzukommen – bestimmt ist, jeder Tag hingegen ziel- und streckenoffen bleibt. Nach alter Schule werden mit Straßenkarten Weglinien gesucht, die interessante Eindrücke versprechen. Dazu müssen Landschaften aus den Karten herausgelesen werden. Verschiedene Wege lassen sich einschlagen, interessante Eindrücke lassen jederzeit Änderungen der Route zu, ein längeres Verbleiben oder auch eine rasche Flucht sind möglich. Wo am Abend die Fahrt beendet wird, lässt sich am Morgen noch nicht vorhersehen. Bei solch zieloffener Navigation fließen die gesamte Umgebung, das vorhandene Kartenmaterial, aber auch die Bedürfnisse und Erfahrungen der Fahrer_innen in das Erleben mit ein. Dieses Prozedere ist die treffende Metapher für negativ-dialektisches Vorgehen: eine Verbindung von Materialien, Interessen, Impulsen von außen, biographischen Hintergründen der Forschenden, offen suchend, auch wenn – hier trifft das Bild nicht ganz – als Ziel lediglich Erkenntnisgewinn angestrebt wird, welche Erkenntnisse das sein werden, aber unbestimmt bleiben muss. Auf mein Forschungsvorhaben angewendet, bedeutet dies: Abgesteckt ist die Region, die ich erkunde, wofür ich Kartenmaterial benötige: Widerstand gegen Weiterbildung negativ-dialektisch zu lesen. Festgelegt ist das Fahrzeug für die Bewegung: Dialektik und Kritik. Was ich unterwegs erlebe, auf welche Wege mich das führt und sogar das Ergebnis sind dabei offen. Es ist noch unklar, wo ich zwischendurch innehalte, wo ich schnell durchraste oder wo ich für die Nacht das Zelt aufschlage. Mit rationaler Navigation in Verbindung mit

sinnlichen Wahrnehmungen erkunde ich Widerstand gegen (Weiter-)Bildung Stück für Stück. Als Ziel ist lediglich festgelegt, dass die vorliegende Schrift irgendwann fertig sein muss, mit oder ohne »Lösung«.

Selbst eine so unbestimmte Navigation benötigt allerdings Voraussetzungen: Kritisches Denken in dem hier vertretenen Sinn erfordert eine kritische Grundhaltung zu dieser Welt, woraus auch immer sich diese formt, ob aus einem wachen Blick, Erfahrungen von Ungerechtigkeit und Unfreiheit oder einer entsprechenden politischen Sozialisation etc. Ohne ein kritisch-emanzipatorisches Interesse kann nicht negativ-dialektisch gedacht und gelesen werden. Negative Dialektik kann daher unmöglich als »Verfahren« unabhängig von gesellschaftlicher und politischer Haltungen angewendet werden, sondern ist auf die Motive hinter der Forschungspraxis angewiesen (vgl. Bonß 1983: 202). Oder in der Metapher der Reise-Navigation ausgedrückt: Wozu und wie will gereist werden? Vorhandenen Reiseempfehlungen folgend, entlang einer Reihe von kulturellen Besichtigungen oder auf kulinarische Genüsse orientiert? Meine bevorzugte reisende Grundhaltung ist eine offene Erkundung, ist langsam, gemächlich und einlassend. Gesucht wird nach Momenten. Was gefunden wird, bleibt unplanbar. Beschritten oder befahren werden Wege abseits von Hauptströmen, weder große Straßen noch Menschenmassen inspirieren zu Erlebnissen. Die kleine, unbekannte, zufällig gefundene Ruine am Wegesrand erzeugt schönere Momente als der Besuch großer Attraktionen. Um diese Momente entdecken zu können, bedarf es allerdings der Grundhaltung, sie finden zu wollen und den Blick zu öffnen.

Kritisches Denken wird aber nicht nur aus einer kritischen Haltung und aus sensiblen Wahrnehmungen genährt, sondern verlangt nach Wissen, nach Analyse, nach einem Verstehen von Zusammenhängen. Dieses Grundwissen kann sich nicht auf einen kleinen Binnenraum beschränken, sondern muss gesellschaftliche Verhältnisse insgesamt betreffen. Zu fühlen, dass etwas nicht gut, nicht richtig ist, muss mit Wissen, mit Erkenntnissen gefüllt werden, um nicht rasch an Grenzen zu stoßen und lediglich Bestehendes zu reproduzieren. Über inhaltliche Auseinandersetzungen, über Diskussionen und Dialoge wird erst jenes Wissen angeeignet, das die kritische Grundhaltung mit Substanz füllt. Für denkende und reisende Navigation bedeutet dies, sich die notwendigen Kenntnisse anzueignen. Für eine Motorradreise muss ich zunächst Motorrad fahren können. Um manchen Widrigkeiten begegnen zu können, muss ich die Technik des Fahrzeugs ein wenig kennen. Um mit Karten zu navigieren, muss ich Karten lesen können. Um im Zelt zu übernachten, muss ich dieses aufstellen und wieder abbauen können. Etc.

In der analytischen und kritischen Auseinandersetzung verfeinert und differenziert sich notwendigerweise die eigenommene Grundhaltung. In selbst-reflexiven Prozessen werden einzelne Aspekte immer wieder kritisch beleuchtet. Neben einer Erweiterung des Sichtfeldes und des verfügbaren Wissens

sensibilisieren sich Wahrnehmungsmöglichkeiten und festigt sich die eigene Position, die sich in Abgrenzungen, in Zugehörigkeiten, in individuellen spezifischen Schwerpunkten äußert und zugleich weiterhin selbstreflexiv befragt wird. Unweigerlich findet eine persönliche Entwicklung und Veränderung statt, eine Selbst-Transformation (vgl. Pongratz 2010a: 136). Die Forschenden schärfen nicht nur ihren Blick und vergrößern verfügbares Wissen, sondern nähren im Zuge der Auseinandersetzung eine Verinnerlichung. Nur so wird nach und nach eine (selbst-)reflexiv geprüfte, sensible Wahrnehmung herausgebildet, das die weitere Vorgehensweise tief durchdringt und erst so jene Wirksamkeiten entfaltet, die eine tiefere, genaue und umfassende Kritik zulässt. Wie eine Art »Hintergrundfolie« wirkt solch eingebütes kritisches Denken direkt und indirekt erweiternd und entlastend auf die Analyseprozesse: direkt durch verfügbare Kenntnisse und Argumente, indirekt als Grundrichtung des Denkens und Handelns, erweiternd als Eröffnung neuer Denk- und Handlungsoptionen, entlastend als verinnerlichte Haltung, wodurch nicht jeder einzelne Denk- und Analyseschritt ständig neuerlich bewusst vollzogen werden muss, sondern einiges sich quasi »automatisch« einstellt (und dem nach und nach, reflexiv immer wieder überprüft, vertraut werden kann, z.B. vertraute Adorno seinen idiosynkratischen Regungen). Wussow fasst Adornos Vorgehensweise in dieser Weise: Methode sei »bei Adorno keine Verfahrensweise und Theorie der Gültigkeit wissenschaftlichen Urteilens« (Wussow 2007: 217), sondern eine bestimmte Subjektivitätsform, die aber erst herausgebildet werden muss. Erst in dieser (mühsam) erarbeiteten Grundhaltung treten Forschende konsequent in das zu Erforschende ein.

Für die Navigation ist diese Selbst-Transformation ein erster Schritt, sich nicht ständig auf jedes Detail konzentrieren zu müssen und jeden Gedanken, jede Handlung permanent auf deren Richtigkeit zu befragen. In der Metapher der Reise-Navigation äußert sich dies beispielsweise darin, dass das Motorrad nicht nur »bedient« werden kann, sondern gute Fahrtechnik stellt sich erst ein, wenn das Fahrzeug so weit mental integriert ist, dass es als Erweiterung des Körpers wahrgenommen wird und das Fahren automatisch und »gefühlt« ausgeführt wird, allerdings weiterhin an eine dennoch notwendige reflexive Aufmerksamkeit gekoppelt. Erst dann ist sicheres Fahren möglich und die Konzentration kann sich auch auf andere Wahrnehmungen richten (vgl. Spiegel 2012). Ein weiteres Beispiel ist, wenn Kenntnisse im Kartenlesen mit Reiseerfahrungen verbunden und so weit internalisiert sind, dass beinahe intuitiv interessante Strecken herausgelesen werden können, im Blick auf die Karte quasi ein inneres Bild hinzutritt. Aber auch die Haltung des entdeckenden Reisens selbst verändert sich und wird erst mit guten und schlechten Erfahrungen zu einem ausdifferenzierten und verstetigten Teil der Person.

Dialektisches und negativ-dialektisches Denken erfordern allerdings auch, entgegen gewohnter Denkmuster mehrdimensional statt linear, widersprüch-

lich statt eindeutig, subjektiv statt objektiv, in Richtung von nicht Fassbarem statt nur entlang empirisch Evidentem zu denken. Solches Denken fällt uns in unseren vorgeformten Mustern schwer, wird aber leichter, wenn es oft geübt und immer wieder versucht wird. Am einfachsten fällt es, wenn es selbstverständlich, ja sogar selbstständig abläuft und Teil von einem selbst wird. Ob dies umfassend gelingen kann, bleibt unsicher, sicher ist aber, dass es schwierig bleibt, solches Denken konsequent umzusetzen. Immer wieder sucht das Denken nach Eindeutigkeit, will Widersprüchen ausweichen, will klare Antworten finden. Negativ-dialektisches Denken in all seinen Dimensionen gilt es daher ständig zu üben; die Wahrnehmung für Brüche und Täuschungen gilt es zu schärfen; die kritische Reflexion gilt es zu verstetigen. Um sich selbst immer wieder an die vielen Dimensionen zu erinnern, um nicht von einem vereinfachenden Strom des Denkens mitgerissen zu werden, sind Denkunterstützungen, quasi vorübergehende »Denkkrücken« oder eben Navigationsstützen hilfreich, damit in der Komplexität des Denkens nicht wichtige Details verloren gehen. Auch wenn bei »Krücken« die Gefahr besteht, dass sie sich verselbstständigen und verfestigen und der reine Hilfscharakter vergessen wird (vgl. Kapitel 3.2.2). In der Reise-Navigation bestehen die »Krücken« aus dem Gepäck. Um sich die Freiheit der Wahrnehmung und die Zieloffenheit zu erhalten, wird die ganze Grundausstattung ständig mitgeführt: vom Zelt und allen Campingutensilien über Wasser und Nahrungsmittel bis hin zu Reparaturmaterialien und Werkzeugen. Mit Campingausrüstung, Zelt, Wasser- und Nahrungsvorräten kann jederzeit an jedem Punkt innegehalten und die Nacht verbracht werden. Viele mitgenommene Dinge werden nicht immer benötigt, manche sind nur für Notfälle eingepackt und werden im Idealfall gar nicht gebraucht, aber falls doch, stehen sie zur Verfügung. Das Vertrauen darauf, alles Notwendige dabei zu haben, entlastet davon, an alle Eventualitäten denken zu müssen, und befreit dazu, sich auf die sich einstellenden Momente einlassen zu können, den »Kopf frei zu haben«. Um sich zu neuen Erfahrungen zu navigieren und sich dennoch nicht ganz in ihnen zu verlieren, brauchen wir das Kartenmaterial. Es zeigt mögliche Wege, verweist auf wichtige Wegmarken, bestimmt die Wege zwar nicht vor, bewahrt aber davor, sich zu verirren. Solche »Denkkrücken« sind das, was ich als Methoden zunächst erläutern und im weiteren Forschungsverlauf anwenden werde. Im Mittelpunkt stehen Navigationsstützen, wichtige Utensilien, Haltepunkte, um schwierig zu Denkendem nicht auszuweichen. Ich möchte mit dieser Methode negativ-dialektischen Denkens einen Zugang zu einem von Adorno inspirierten Denken öffnen, nicht indem ich Adornos Methode interpretiere, sondern indem ich Orientierungspunkte suche, an denen sich das Denken üben, verfolgen und kritisch reflektieren lässt. Dieser Methodenversuch dient dazu, negativ-dialektisches Denken verfügbar zu machen.

Wie beschreibe ich meine negativ-dialektische Methode? Negativ-dialektisches Vorgehen bleibt in jedem Fall prozessual (vgl. Bonß 1983: 208) und unabschließbar. Dies ist nicht zuletzt der vorgefundenen Wirklichkeit geschuldet, die brüchig und lückenhaft ist. Bonß spricht davon, dass das Vorgehen eine »negative Spurensicherung« (ebd.: 204, Hervorhebung i. Orig.) sein muss. »Das brüchig gewordene Insgesamt scheint nur noch in Spuren, Splittern und Trümmern auf, und die Erkenntnis muß deshalb die Form einer tastenden Spurensicherung annehmen, die an der Leidenserfahrung der Subjekte anknüpft und das Allgemeine im Abgespaltenen sucht« (ebd.: 211). Wussow greift diese Metapher auf und spricht dezidiert davon, Anleihen bei »Detektivgeschichten« (Wussow 2007: 63f.) zu nehmen. Wenn eine negativ-dialektische Methode also keine einfache Verfahrensweise sein kann, ist sie als methodische Unmethode und unmethodische Methode zu entwerfen, wie Adorno selbst für den Essay festgehalten hat: Dieser »verfährt, wenn man will, methodisch unmethodisch« (Adorno 1958/1974: 21). Zumindest aber ist eine negativ-dialektische Methode »zugleich gegen unangemessene Methodologisierungen abzugrenzen« (Wussow 2007: 22). In diesem Sinne ist der folgende Entwurf methodisch und unmethodisch zugleich. Ich erlaube mir eine gewisse Systematisierung und Sortierung methodischer »Regeln« und ordne damit etwas, das sich nicht ordnen lässt. Adorno wäre vermutlich unglücklich über solche Subsumtionslogik gewesen. Adornos Einwände will ich hier aber dennoch weitgehend außen vor lassen, obwohl sie nicht gänzlich wegzuwischen sind und sich sogar von hinten wieder einschleichen: Ich nehme zwar Einteilungen und Anordnungen vor und trenne diese vordergründig, zugleich aber tritt die Untrennbarkeit immer wieder hervor, indem sich die Denkstränge dagegen sperren, aufgedroselt zu werden, da vieles mehrfach zugehörig ist, Verschiedenes in unterschiedlicher Form nicht unterscheidbar ist und alle Aspekte miteinander verwoben sind. Dementsprechend schwierig gestaltete sich bereits die Suche nach ordnenden Leitmotiven.

Ich möchte die Ordnung eher als eine Sortierung von Spuren verstanden wissen, die der besseren Übersichtlichkeit dient, aber erst im Zusammenspiel der Spuren wird das Gesamtbild wiedergegeben. Im ersten Teil steht eine methodische Unmethode im Vordergrund, indem ich entlang der Strukturierung der bisherigen Diskussion (Denken, Kritik, Dialektik etc.) nochmals methodisch entwerfe, was unmethodisch sein muss. Den zweiten Teil widme ich einer unmethodischen Methode, indem ich bisher lediglich am Rand aufgetauchte Denkvorschläge aufgreife und weiterentwickle, die aus meiner Sicht am besten dazu geeignet sind, als methodische Navigationsstützen zu dienen, aber in ihrem Gehalt deutlich unmethodisch bleiben. Bei den »groben Sortierungen« werde ich zugrunde liegende Begründungen lediglich fragmentarisch wiedergeben – die gründlicheren Argumentationen sind den vorangegangenen Ausführungen zu entnehmen –, um dann in den Sortierladen kleinere Fächer

aufzumachen, in denen ich mögliche Leitfragen aufbewahre, die für das weitere Vorgehen denk- und handlungsleitend sein sollen. Die Leitfragen haben unterschiedliche Aufgaben, reichen von inhaltsbezogenen, über denkleitende bis hin zu selbstreflexiven Fragen. Sie zeigen manches an, das im Vorfeld bereits überlegt werden sollte. Vorwiegend aber machen sie auf Leerstellen, Möglichkeiten, Vergessenes und Wichtiges im Tun und Denken aufmerksam. Zuweilen dienen sie Zwischen- und Nachreflexionen. An den Fragen wird deutlich, dass das Methodische nicht vorgelagert, sondern mit den Inhalten dicht verwoben ist. Zudem tauchen manche »Fächer« und Leitfragen immer wieder auf, wenn dies notwendig erscheint, manchmal in gleicher Form, manchmal mit anderen Nuancen. Die Komplexität und die Überschneidungen sollen nicht bereinigt werden, da sonst das Eigentliche, das Interessante und Besondere verloren ginge. Am Ende jeder »Sortiereinheit« nenne ich Knotenpunkte, die auf jene Einheiten und Fächer verweisen, die im dichten Gewebe der Navigationsstützen in besonders enger Verbindung stehen. Die bereits formulierten handlungsleitenden Interessen, die Internalisierung und die notwendige Selbst-Transformation bleiben als Voraussetzungen zwar weitgehend unsichtbar, schimmern im Hintergrund aber ständig durch. Das Ergebnis sind keine einfach zu befolgenden, abzuarbeitenden Verfahrensregeln, denn die Anforderung, negativ-dialektisches Denken als Methode »einzusetzen«, bleibt hoch.

Der folgende Überblick über die Sortierladen und deren Fächer erleichtert die Orientierung in der nachfolgenden Darstellung. Eine differenziertere, aber dennoch reduzierte Zusammenstellung ist im Anhang zu finden.

Methodische Unmethode

Denken

Mehrdimensionalität
Bewegung
Verflüssigung
Komplexität
Geduld
Dialog mit der Sache

Reflexion

Innehalten und Zurücktreten
Selbstreflexion
Hypothetische Vorbehalte
Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung
Umkehrungen

Kritik

Wahrnehmung und genaues Hinsehen
Misstrauen und Skepsis
Ursachenergründung
Ideologiekritik
Veränderungsorientierung
Selbstkritik

Dialektik, Negation/Negatives,

Nichtidentisches und Konstellation
Dialektik, Widersprüche
Negation/Negatives
Nichtidentisches
Konstellation

Unmethodische Methode**Vollständige Lücken**

Erfassung von Gesamtheiten
Vielfältige Anordnungen
Leerstellen

Sinnliche Rationalität

Denken
Denkfreies Denken
Leibliche Momente
Innere Stimme
Wachheit

Begriffslose Begriffe

Konsequente Bewusstheit des
Nichtidentischen
Offene Definitionen
Kontexte erfassen

Kontrollierte Unkontrollierbarkeit

Inkubation
Zeit
Lösung tritt hinzu oder auch nicht

Mikrologische Makrologie

Mikrologie
Makrologie
Vom Großen zum Kleinen, wieder zurück
und das eine durch das andere
hindurch

Dystopische Utopien

Negation/Negatives
Illusionslosigkeit
Aufblitzen von Möglichkeiten
Was wäre, wenn ...

Ungewisse Gewissheit

Widersprüche aushalten
Gegen sich selbst denken
Gewaltloser Blick
Offene Antworten

Schwere Leichtigkeit

Stärke für die Schwere
Metaphern der Leichtigkeit

Undisziplinierte Diszipliniertheit

Spiel
Spekulation
Reflexive Rückbindung
Anwendung von Regeln

Unsystematische Systematik

Konstellation
Unvertraute Bezugspunkte
Systematik brechende Darstellungsformen

Unpraktische Praxis

Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen
Widersprüche aushalten
Auf der Kritik bestehen

-

3.6.2 Methodische Unmethode

Denken

Denken ist nicht von den anderen Annäherungsformen an den Gegenstand zu trennen. Keine Kritik, keine Reflexion, keine Negation etc. ist ohne Denken möglich. Negativ-dialektisch muss Denken bewegt und dynamisch sein. Mit dem Denken wird der Gegenstand aus unterschiedlichen Richtungen betrachtet, denkend werden Widersprüche in den Blick genommen. Denkend wird das seismographische Instrumentarium zur Wahrnehmung von Ungerechtigkeit, Leid, Unfreiheit eingesetzt. Denkend wird ein Dialog zwischen Gegenstand und kritischen Überlegungen hergestellt. Denkend wird nach ideologischen Täuschungen gefahndet – die Detektivmetapher bahnt sich ihren Weg. Der lange gewaltlose Blick (Guzzoni 2003: 117ff.) und das geduldige Nachdenken (Steinert 1998a: 46) öffnen mögliche Zugänge zum Gegenstand. Neugier und Skepsis, Spekulation und Misstrauen, Negation und das Nichtidentische sind (auch) gedanklich nachzuverfolgen. Negativ-dialektisches Denken muss zwischendurch verflüssigt werden, muss über Vordergründiges hinausgehen oder hinter Oberflächen dringen. Nicht nur die Verhältnisse, sondern auch das Denken selbst muss in Bewegung gebracht werden. Nur so lassen sich die nachfolgenden Überlegungen erfassen und zugleich weiterführen.

Was erfordert solches Denken?

Mehrdimensionalität

Das eine zu betrachten, aber auch noch das andere, und das auch noch, und noch ein anderes ...

- Habe ich weitgehend alle möglichen Dimensionen betrachtet?
- Welche habe ich vergessen oder welche werden bewusst nicht näher beleuchtet?

Bewegung

So weit denken, bis »Knoten« entstehen, die – Auflösung suchend und doch nicht findend – zu Bewegung zwingen, verschiedenartig, frei, in viele Richtungen; unter dem hypothetischen Vorbehalt: Wenn das Denken sich beruhigt, liegt der Verdacht der Falschheit nahe.

- Habe ich so weit gedacht, bis »Knoten« entstanden sind, und habe ich diese bewusst wahrgenommen?
- Habe ich versucht, möglichst frei und verschiedenartig zu denken?
- Wo hat sich das Denken beruhigt und gibt so möglicherweise einen Hinweis auf falsche Gewissheiten?

Verflüssigung

Gewohnte Bahnen verlassen; versuchen, Undenkbares zu denken; feste Denkgewohnheiten zumindest versuchsweise aufgeben; das Denken fließen lassen, statt es zu stauen oder mit Dämmen zu begrenzen

- Habe ich gewohnte Denkstrategien zumindest zeitweise verlassen?
- Waren die Denkgewohnheiten neuartige Versuche oder entsprangen sie vorherrschenden Denkformen und -traditionen?
- Habe ich die Gedanken ausreichend, frei und unbegrenzt fließen lassen?

Komplexität

Einfachheiten misstrauen; gewebeartig statt kausal-linear denken

- Habe ich Kausalitäten und Linearitäten zu komplexen Verbindungen hin aufgebrochen?
- Habe ich bei Widerständen im Denken einen einfachen Weg gewählt, statt mich auf die Schwierigkeiten einzulassen?
- Habe ich ein Gedankennetz gesponnen, das unterschiedliche Wege zulässt?

Geduld

Langsames und geduldiges Hinschauen; Innehalten bei Irritationen, Einfachheiten, Klarheiten ...

- Habe ich mir ausreichend Zeit genommen, mich in den Gegenstand zu vertiefen?
- Welche äußereren Rahmenbedingungen haben mich am geduldigen Hinsehen gehindert?
- Habe ich bei Irritationen und Klarheiten innegehalten und sie geprüft?

Dialog mit der Sache

Mit der Sache in ein Gespräch treten; sich auf einen Austausch einlassen, ohne die betrachtete Sache in vorgegebene Denkweisen zu zwingen; die Sache selbst auch sprechen lassen

- Habe ich mich ausreichend auf die Sache eingelassen?
- Habe ich der Sache meine Vorannahmen, mein Gedankengerüst aufgedrängt?
- Habe ich die Sache selbst »sprechen« lassen und sie mir gegenüber verselbstständigen lassen?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Umkehrungen, konsequenter Bewusstheit des Nichtidentischen, gegen sich selbst denken, gewaltlosem Blick, Spiel, Spekulation, denkfreiem Denken, leiblichen Momenten, innerer Stimme, Wachheit, Inkubation, Zeit; Was wäre, wenn ...; unvertrauten Bezugspunkten

Kritik

In der Kritischen Theorie ist Kritik immanent, ideologiekritisch, selbtkritisch, kritisch kritisch. Solche Kritik hat radikal, die Wurzeln erfassend, zu verfahren, um zu den Hintergründen vorzudringen. Kritisch wird nach Ursachen gefragt, nach inhärenten Widersprüchen und nach ideologischen Täuschungen. Kritik ist der Versuch einer Gegendarstellung zu Bestehendem. Kritik in einem materialistischen Verständnis kann sich dabei nicht auf ahistorische, universelle Kategorien stützen, vielmehr nimmt sie als immanente Kritik ihre Maßstäbe aus bestehenden Verhältnissen und führt nichteingelöste Möglichkeiten vor Augen. Normativ wird an der Möglichkeit der Abschaffung von Herrschaft, von Unfreiheit, von Ungerechtigkeit, von Leid festgehalten, gerade weil deren Beseitigung als möglich gedacht werden kann. Dialektische Umschläge ins neuerlich Negative sind kritisch zu prüfen. Gleichzeitig kann Kritik nicht bei der Verwirklichung von Maßstäben stehen bleiben, sondern nimmt auch die Maßstäbe selbst in die Kritik und ergründet die Entstehung dieser Maßstäbe. Ideologiekritisch gilt es zu zeigen, dass das, was ist, nicht alles ist, dass vordergründige Begründungen nur scheinbar unumstößlich sind und dass Täuschungen gezielt oder systemimmanent weiterhin genährt werden, aber kritisch durchstoßen werden können. Die Kritiker_innen sind und bleiben notwendig in die Verhältnisse verstrickt, wodurch keine Außenposition möglich ist, vielmehr gerade die Eingebundenheit mit thematisiert werden muss. Selbtkritik ist Ausdruck davon, diese Verstrickung, die eigenen Normen und Emotionen in den Blick zu nehmen. Kritiker_innen können nicht proklamieren, was richtig und besser wäre, da ihre eingebundene Position das nicht zulässt, sie können lediglich auf vorhandenes Schlechtes verweisen und Denkangebote eines möglichen Besseren machen, das gesellschaftlich zu entwickeln ist. Aufgabe und Haltung von Kritik sind Skepsis und Misstrauen gegenüber gesellschaftlichen Vorgaben. Kritik ist konkrete Praxis, die auf Veränderung von Realität ausgerichtet ist, indem sie – auch spekulativ – danach fragt, warum etwas ist, wie es ist, und dass es auch anders sein könnte und wie es anders sein könnte.

Was erfordert solche Kritik?

Wahrnehmung und genaues Hinsehen

Genauen Blick auf Verhältnisse richten; Negatives überhaupt als solches erkennen

- Habe ich meine Wahrnehmung ausreichend »geschult«, um Verhältnisse erfassen zu können?
- Welche negativen Aspekte habe ich möglicherweise übersehen?
- Habe ich genau hingesehen?

Misstrauen und Skepsis

Scheinbar positiven Verhältnissen mit Vorbehalten begegnen; Gegebenes darauf überprüfen, ob es auch anders sein könnte; Herrschaft und negative Wirkungen vorbehaltlich späterer Prüfung vorerst voraussetzen

- Welchen Aspekten habe ich vertraut?
- War ich ausreichend misstrauisch gegenüber positiven Verhältnissen?
- Bin ich allen Aspekten mit genügend Vorbehalten und mit Skepsis begegnet?
- Welche Verhältnisse, Argumente, Begründungen ließen sich in welcher Form anders beschreiben, erklären und ausführen?
- Welche Aspekte scheinen zunächst von Herrschaft unbeeinflusst?
- Habe ich meinen Gedanken und Argumenten ausreichend misstraut?

Ursachenergründung

Suche nach Ursachen für bestehende Verhältnisse, für vorhandene Maßstäbe und für Auswirkungen; mehrdimensional und radikal

- Habe ich bei der Suche nach Ursachen radikal genug gedacht und analysiert?
- Lassen sich noch tiefer liegende Ursachen ausfindig machen?
- Welche normativen, moralischen, herrschaftsförmigen Hintergründe bewirken die aktuellen Verhältnisse?
- Habe ich die Entstehung von vorhandenen Maßstäben ergründet?
- Wenn ich so tue, als ob meine Ursachenerklärung richtig wäre, ergibt sich dann ein stimmiges Gesamtbild?

Ideologiekritik

Suche nach aufrechterhaltenem Schein und nach dahinterliegenden Interessen; angebliche Notwendigkeiten und Unveränderlichkeiten auf deren Gültigkeit und auf deren herrschaftliche Konstitution befragen; scheinbare Unveränderlichkeiten dadurch aufdecken, dass man so tut, als ob diese veränderbar wären

- Habe ich die Begründungsmuster ausreichend auf deren herrschaftliche Interessen befragt?
- Was könnte auch ganz anders sein?
- Wenn ich so tue, als ob ein Zustand veränderbar wäre, zeigt sich dann, dass eine solche Transformation tatsächlich möglich wäre?

Veränderungsorientierung

Anstreben einer Veränderung der Gesellschaft und aller in ihr wirkenden Mechanismen und Handlungen zu einem möglichen Besseren; Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen, zumindest als Gedankenexperiment (so tun, als ob ...)

- Verfolge ich konsequent genug ein transformatorisches Interesse?

- Sind meine Analysen und Ergebnisse auf die Abschaffung von Leid, Unge rechtigkeit, Unfreiheit ausgerichtet?
- An welchen Punkten bin ich zu pragmatisch und zu resignativ?
- Wenn ich so tue, als ob eine Veränderung bereits stattgefunden hätte, welches neue Bild ergibt sich daraus?

Selbstkritik

Die Kritik mit den eigenen Maßstäben nochmals der Kritik zuführen; Befragung der eigenen Erkenntnisse auf mögliche affirmative und negative Konsequenzen; die eigenen Maßstäbe, Denkgewohnheiten, Vorannahmen, Normen etc. kritisch überprüfen

- Habe ich meine Maßstäbe der Kritik auch auf meine Kritik angewendet?
- Habe ich meine Kritik so weit geöffnet, dass sie in die Kritik genommen werden kann?
- Wie wird meine Kritik von anderen Kritiker_innen aufgenommen und diskutiert?
- Welche blinden Flecken hat meine eigene Analyse?
- Welchen Interessen diene ich gewollt oder ungewollt?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ... Komplexität, Selbstreflexion, hypothetischen Vorbehalten, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Dialektik, Widersprüchen, Negation/Negativem, gegen sich selbst denken, offenen Antworten, Illusionslosigkeit, Stärke für die Schwere, unvertrauten Bezugspunkten, Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen, auf der Kritik bestehen

Reflexion

Reflexion ist kaum von Kritik zu trennen, zumindest nicht in der Kritischen Theorie: Kritik ist reflexiv und Reflexion bedarf der Kritik. Entgegen einer affirmativen Reflexion, die inzwischen als eingeforderte Leistung alle Bereiche des Lebens durchdringt und an einer Optimierung von Bestehendem, an Fortschritt und Innovation innerhalb der kapitalistischen Verhältnisse ausgerichtet ist, bleibt kritische Reflexion gepaart mit einem emanzipatorischen, transformativen Interesse: Das Bestehende in Richtung auf ein besseres Leben für alle zu verändern. Brunkhorst bezeichnet Reflexion als operative Leistung (vgl. Brunkhorst 1990: 249), die in den Prozess der Kritik eingebunden ist. Reflexion nimmt die Form eines Zurücktretens, Zurückbeugens, einer nochmaligen genauen und differenzierten Betrachtung an. Reflexion dient der Irrtumsvermeidung, indem bereits Gedachtes nochmals auf affirmative Momente überprüft wird, inwiefern etwas in sein Gegenteil umschlagen könnte, z.B. statt befreidend zu wirken neue Herrschaft hervorbringt oder diese stabilisiert. In diesem Sinne muss Denken auch gegen sich selbst denken, indem eigene

Vorannahmen und Normen nochmals hinterfragt werden, indem Aussagen nochmals auf den Kopf gestellt werden, indem Affirmationsprüfungen vorgenommen werden.

Was erfordert solche Reflexion?

Innehalten und Zurücktreten

Sich die Zeit lassen, zwischendurch aus dem Tun und Denken auszusteigen, und versuchen, von einer fiktiven Außenposition zurück- und vorauszuschauen

- Habe ich mich zwischendurch distanziert und versucht, die Inhalte, die Wege, die Prozesse selbst nochmals zu betrachten?
- Habe ich Reflexionen anderer auf mein Denken eingeholt?
- Habe ich mir Zeit und Ruhe zum Nach- und Vorausdenken verschafft?

Selbstreflexion

Befragung des eigenen Denkens und Wahrnehmens auf mögliche affirmative und negative Konsequenzen; sich selbst auf Irritationen befragen; eigene Verwobenheit suchen und so weit präsent halten, wie möglich

- Welche blinden Flecken hat meine eigene Wahrnehmung?
- Bin ich mir unsicher genug, ob meine Kritik das trifft, was sie treffen soll?
- Bin ich mir meiner Vorannahmen und Normen so weit als möglich bewusst?
- Welche Irritationen könnten Anlass sein, eigene Zugänge neuerlich zu überprüfen?
- War ich ausreichend genau und kritisch und differenziert und misstrauisch und skeptisch und ...?

Hypothetische Vorbehalte

Misstrauen gegen Vorgaben und gegen bereits Gedachtes; hypothetische Vorbehalte als Ausgangspunkte für weiteres Denken formulieren (z.B. der Emanzipation den hypothetischen Vorbehalt der unterdrückenden Wirkung beistellen)

- Habe ich zu zentralen Annahmen hypothetische Vorbehalte formuliert oder zumindest mitgedacht?
- Habe ich die hypothetischen Vorbehalte nochmals kritisch reflektiert?
- Welche negativen Momente enthalten positiv scheinende Entwicklungen und umgekehrt?

Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung

Prüfung der Prozesse und Ergebnisse auf affirmative Momente und auf mögliche Irrtümer, selbstkritisch und selbstreflexiv

- Habe ich darüber nachgedacht, welche affirmativen Momente in den Ergebnissen enthalten sind?

- Habe ich gezielt danach gefragt, welches Gegenteil jeweils enthalten ist?
- Welchen Irrtümern bin ich möglicherweise erlegen?
- Kann das Ergebnis meinem Verständnis entsprechend richtig oder auch falsch sein?

Umkehrungen

Aussagen auf den Kopf stellen; Gegenteile suchen

- Was wäre, wenn es genau umgekehrt wäre?
- Welche gegenteiligen Momente habe ich noch nicht berücksichtigt?
- Wie zeigt sich das Gesamtbild oder das Detail, wenn es von einer anderen Perspektive aus betrachtet wird?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Mehrdimensionalität, Komplexität, Geduld, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Selbstkritik, gegen sich selbst denken, gewaltlosem Blick, reflexiver Rückbindung, innerer Stimme, Wachheit, Zeit; Was wäre, wenn ...

Dialektik, Negation/Negatives, Nichtidentisches und Konstellation

Negativ-dialektisch zu denken erfordert Dialektik und Negation, die Bewusstmachung des Nichtidentischen und ein Denken und Darstellen in Konstellationen. Diese komplexen Momente negativer Dialektik lassen sich wohl kaum kurz zusammenfassen, werden aber vorbereitend für die weiteren, spezifischeren Methoden nochmals gestreift, in denen sie dann »ausbuchstabiert« werden. Dialektik arbeitet per se mit Negationen, eine negative Dialektik noch expliziter und radikaler. Die Wahrnehmung von Widersprüchen löst sich in der negativen Dialektik nicht durch Negation der Negation in ein positiv Neues auf. Vielmehr bleiben Widersprüche unauflöslich bestehen. Allein beim Versuch, Begriff und Sache übereinstimmen zu lassen, bleibt ein Rest an Nichtidentifizierbarem. Identifizierendes Denken zwingt die Sache unter eine vorgegebene Kategorie, schneidet ein wesentliches Element der Begrifflichkeit und damit der Wahrnehmung ab. An die Stelle des begrifflichen Denkens tritt daher die konstellative Annäherung: eine Umkreisung der Sache, der Versuch einer Annäherung an Erahntes durch Zusammenstellungen unterschiedlicher Momente und Perspektiven. Und dennoch bleibt ein Rest an Nichtidentifizierbarem, das nicht greifbar ist und mitgedacht werden muss. Negative Dialektik gibt sich nicht mit der Herstellung von Widerspruchsfreiheit zufrieden, sondern sieht gerade darin herrschaftsförmige Elemente, weil durch die Synthese Aspekte ausgeblendet werden und daher unterdrückt werden. Negative Dialektik widmet sich der Kritik der Verhältnisse, indem sie auf solche Herrschaftsmomente verweist, die unter anderem in Widersprüchen sichtbar werden. Widersprüchlich sind auch scheinbar positive Entwicklungen. Kein noch so gut

gemeintes Moment ist davor gefeit, wieder in sein Gegenteil umzuschlagen: Freiheiten in neue Herrschaft, Gleichheiten in neue Ungleichheiten etc. Die Widersprüchlichkeiten werden sich unter anderen in den Benennungen der unmethodischen Methoden niederschlagen, die negativ-dialektisches Denken erst verfeinern werden.

Welche negativ-dialektischen Momente sind als Hintergrundfolien festzuhalten?

Dialektik, Widersprüche

In der Wirklichkeit vorhandene Widersprüche wahrnehmen und aufspüren; vermittelte Beziehung statt dichotomer Gegensätze ergründen; dialektisches Denken gegen vereinfachende Kausalitäten; Unauflöslichkeit der Widersprüche akzeptieren; dialektischen Umschlag ins Gegenteil beachten

- Wo und wie sind die Verhältnisse widersprüchlich?
- Welche Gegenteile sind noch vorhanden?
- In welcher vermittelten Beziehung stehen scheinbare Gegensätze?
- Wo schlägt Positives in sein Gegenteil um?
- Habe ich die Widersprüche vermittelt oder gegenüberstehend gedacht?
- Habe ich dialektisch oder kausal-linear gedacht?
- Halte ich es aus, Widersprüche bestehen zu lassen?
- Wo bin ich vor Widersprüchen bewusst oder unbewusst geflohen, z.B. indem ich sie übersehen habe?

Negation/Negatives

Einerseits als operative Verneinung, Inverssetzung, andererseits das als schlecht, falsch Beurteilte; bestimmte Negation statt abstrakte Negation als undifferenzierte Ablehnung; Negation als Mittel, sich der Positivierung und dem möglichen Umschlag ins Negative zu verwehren

- Was beurteile ich warum negativ?
- Welche gesellschaftlichen Zustände sind mit kritisch-transformatorischem Interesse zu negieren?
- Habe ich versucht, Gedanken invers negativ zu denken?
- Habe ich versucht, auch meine Gedanken zu negieren?

Nichtidentisches

Nicht begrifflich fassbar und dennoch vorhanden; nicht (formal) positiv benennbar; erahnbar, spürbar, vermutbar

- Habe ich bewusst gehalten, dass nicht alles identifiziert fassbar ist?
- Habe ich meine Ausführungen ausreichend vor reduzierenden Identifizierungen bewahrt?
- Was könnte noch, wenn auch nicht fassbar, enthalten sein?
- Habe ich meinen Ahnungen ausreichend nachgespürt?

Konstellation

Stellung der Gegenstände zueinander; konstellatives *Umstellen* und *Umstellen des Gegenstands*; Umkreisen von Sache und von Begriffen, um sich deren Komplexitäten und dem Nichtidentischen zu nähern; Berücksichtigung in der Forschungsplanung und Durchführung

- In welchen möglichen Konstellationen stehen die betrachteten Elemente zueinander und zu den Verhältnissen insgesamt?
- Habe ich in der Auswahl der in die Forschung einbezogenen Elemente ausreichend verschiedene Elemente kombiniert?
- Habe ich ausreichend unterschiedliche Perspektiven eingenommen?
- Habe ich Elemente immer wieder neu angeordnet?
- Habe ich die Komplexität ausreichend erhöht?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ... allen Aspekten und Fragen

3.6.3 Unmethodische Methode

Nach diesen grundlegenden Gesichtspunkten werden nun im zweiten Schritt neue Handlungs- und Denkrichtungen entworfen, die kritische und negativ-dialektische Denkweisen konkretisieren und noch weiter dechiffrieren. Widersprüchlich, unabgeschlossen und unmethodisch. Bereits Ausgesprochenes und auf zahlreichen Seiten Diskutiertes wird aufgedröselt und neu zusammengezettzt. Die »Sortierladen« bleiben widersprüchlich, bleiben sowohl das Eine als auch das Andere, weil sie so negativ-dialektisches Denken besser treffen als Eindeutigkeiten. Die Negation bahnt sich ihren Weg schon allein dadurch, dass zu manchen Worten interesserweise gar kein eigenbegriffliches Antonym vorhanden ist, sondern lediglich negierende Termini. Die Überlegungen sind als Methode zu lesen, sie geben Hinweise, in gewisser Weise Anleitungen. Sie bleiben aber unmethodisch, weil sie keine klaren und eindeutigen Handlungsanweisungen geben, gar nicht geben können. Sie bleiben auch unmethodisch, weil sie kein kritisches Ergebnis garantieren können. Sie bleiben auch deshalb unmethodisch, weil sie redundant wiederholend sind.

Vollständige Lücken

Im Sinne einer detektivischen Spurensuche müsste eine möglichst lückenlose Erfassung aller »Beweismittel« versucht werden. Vollständigkeit anstrebend wird der Blick auf alles gerichtet, was relevant sein könnte, wird ein Sachverhalt in ein vollständiges Gesamtbild integriert. Und dennoch bleiben die aufgelesenen Spuren nur eine Sammlung von kleinsten Teilen, bilden nur eine Ahnung der Wirklichkeit ab. Erst die Kombination, die Reihenfolge, die vernünftige Verknüpfung lassen eine Vorstellung davon entstehen, auf welchen Sachverhalt

die Spuren hindeuten. Aber keine noch so gute Spurensicherung vermag zu garantieren, die richtigen Verknüpfungen hergestellt, die richtige Konstellation gefunden zu haben. Es könnten Spuren übersehen worden sein. Es könnte aber auch sein, dass die Spuren nicht ausreichend Auskunft geben können. Spuren sind lediglich Hinweise. In diesem Sinne sind Lücken nicht nur unumgänglich, sondern notwendig, um Räume für Übersehenes, für Weiterzudenkendes, für Nichtidentifzierbares offen zu lassen. Adorno formuliert in der »Minima Moralia« im Aphorismus »Lücken«, dass die herkömmlich intellektuelle Redlichkeit in der Wissenschaft eine lückenlose Darstellung aller Schritte verlange. Dies sei nicht nur langweilig und banal: »Erkannt wird vielmehr in einem Geflecht von Vorurteilen, Anschauungen, Innervationen, Selbstkorrekturen, Vorausnahmen und Übertreibungen, kurz in der dichten, fundierten, aber keineswegs an allen Stellen transparenten Erfahrung« (Adorno 1951/1980: 89). So versteht auch Pongratz die negative Dialektik, die »das Denken für eine explorierende, unabgeschlossene Suchbewegung« öffnet, die Leerstellen lässt (Pongratz 2010b: 21). In der Metapher eines flexiblen Puzzles bedarf es dieser Leerstellen, um Platz für neue Teile, für neue Zusammenstellungen zu haben. Lücken zwingen Lesende und Dialogpartner_innen dazu, mit- und nachzudenken. Lücken lassen Raum für Ergänzung von Übersehenem. Lücken sind Ausdruck einer Ergebnisoffenheit und Unabgeschlossenheit.

Was erfordern vollständige Lücken?

Erfassung von Gesamtheiten

Einzelne Sachverhalte in Gesamtzusammenhänge stellen; komplexe Verwebungen ergründen und darstellen; den Blick immer wieder auf ein (imaginiertes) Ganzes richten

- Habe ich ausreichend Bezüge zu Nachbardisziplinen, Nachbarthemen und gesellschaftlichen Verhältnissen insgesamt hergestellt?
- Habe ich versucht, das eigene Puzzleteil in das Gesamtbild einzupassen?
- Habe ich ausreichend »Beweismaterial« und »Spuren« gesammelt und stimig zusammengefügt?

Vielfältige Anordnungen

Lücken und Nichtidentisches durch Konstellationen erahnbar machen; viele mögliche Konstellationen einbeziehen, zumindest Verweise zu nächsten Knotenpunkten herstellen; Beleuchtung aus möglichst vielen unterschiedlichen Perspektiven

- Habe ich verschiedene Konstellationen ausprobiert?
- Reichen die Beschreibungen, Fälle und Argumentationen so weit, dass möglichst viele Denkvarianten abgedeckt werden?
- Wurden die Auslassungen gut überlegt und gründlich argumentiert?
- Habe ich eine Ahnung des Nicterfassten erhalten?

Leerstellen

Gezielt Lücken offen lassen; hermetische Geschlossenheiten vermeiden, da diese nur scheinhaft wären; Anknüpfungspunkte herstellen, an denen weitergedacht werden kann; Nichtidentisches erahnen; Ergebnisoffenheit und Unabgeschlossenheit

- Inwiefern habe ich durch Argumentationen Denkmöglichkeiten geschlossen statt eröffnet?
- Habe ich genügend Leerstellen gelassen?
- Habe ich auf Anknüpfungspunkte verwiesen?
- Habe ich im gesamten Forschungsprozess Ergebnisoffen gearbeitet?
- Verweise ich ausreichend und ausdrücklich auf die Unabgeschlossenheit?
- Lasse ich zu, dass ich mein Ergebnis selbst als unabgeschlossen betrachte und vermittele?
- Gelingt es mir, nicht auf der Endgültigkeit meiner Ergebnisse zu bestehen?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Mehrdimensionalität, Komplexität, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Ideologiekritik, hypothetischen Vorbehalten, Umkehrungen, Nichtidentischen, Konstellation, konsequenter Bewusstheit des Nichtidentischen, offenen Definitionen, Makrologie, gewaltlosem Blick, offenen Antworten, Lösung tritt hinzu oder auch nicht, Aufblitzen von Möglichkeiten

Begriffslose Begriffe

Das Nichtidentische als nicht erfassbarer, lediglich erahnbare Teil von Wirklichkeit lässt sich auch begrifflich nicht festhalten. Begriffe enthalten mehr als das, was sie zu beschreiben versuchen. Mit einer konsequenten Bewusstheit des Nichtidentischen werden begriffslose Teile von Begriffen so weit in die Wahrnehmung gerückt, dass Offenheit, Unabgeschlossenheit und Unvollständigkeit berücksichtigt bleiben. Begriffe lassen sich so nicht abgeschlossen und endgültig definieren, sondern versuchte Festschreibungen bleiben vorläufig, müssen nochmals gegen den Strich gebürstet werden, müssen gedanklich invers und negativ reflektiert werden.

Was erfordern begriffslose Begriffe?

Konsequente Bewusstheit des Nichtidentischen

Konsequent im Bewusstsein halten: Nichtidentisches nicht begrifflich fassbar und dennoch vorhanden, nicht (formal) positiv benennbar, nur erahnbare, spürbare, vermutbare

- Habe ich bewusst gehalten, dass nicht alles identifiziert fassbar ist?

- Habe ich meine Ausführungen ausreichend vor reduzierenden Identifizierungen bewahrt?
- Was könnte noch, wenn auch nicht fassbar, enthalten sein?
- Habe ich meinen Ahnungen ausreichend nachgespürt?

Offene Definitionen

Begriffe definieren und zugleich Nichtdefinierbares anerkennen; Ahnungen Raum geben und verfolgen; Stellung von Begriff und Sache zueinander kritisch reflektieren

- Habe ich zentrale Begriffe definiert und doch wieder geöffnet?
- Habe ich konsequent darauf geachtet, Begriffe nur vorläufig festzuschreiben?
- Habe ich mich zu klaren Definitionen hinreißen lassen oder ist es mir gelungen, eine Ahnung der Begriffe und der begriffslosen Anteile erst in der gesamten Darstellung durchscheinen zu lassen?
- Habe ich Definitionen nochmals gegen den Strich gebürstet und Inversionen und Negationen versucht?
- Binde ich Sache und Begriff zu eng aneinander, sodass kein Raum für Nichtidentisches mehr bleibt?
- Habe ich in den Blick genommen, dass der Begriff die Sache nie treffen kann?

Kontexte erfassen

Begriffe und deren Verwendung genau in den Blick nehmen und zugleich versuchen, den Blick darüber hinaus schweifen zu lassen

- Wie werden Begriffe in welchen Zusammenhängen verwendet?
- Habe ich mögliche Herrschaftsförmigkeiten von Begriffen überprüft?
- Habe ich ausreichend nach Verwendungen in anderen Fachbereichen und Kontexten gesucht?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Geduld, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Ideologiekritik, Umkehrungen, Nichtidentischem, Konstellation, Leerstellen, gewaltlosem Blick, offenen Antworten, Spekulation, unvertrauten Bezugspunkten

Mikrologische Makrologie

Ein kritischer Blick richtet sich weder nur auf mikrologische Elemente noch allein auf makrologische Gesamtheiten. Kritische Analyse bewegt sich vom einen zum anderen und über viele weitere Ebenen wieder zurück. Gesellschaftliche Verhältnisse sind ausschließlich als Zusammenspiel zwischen kleinen Momenten und großen Zusammenhängen zu verstehen. Das Kleinste und das Größte stehen in einem dialektischen Zusammenhang. Sie stehen sich nicht

gegenüber, sondern durchdringen sich gegenseitig. So ist im Kleinsten auch das große Ganze enthalten und umgekehrt. Dazwischen und daneben liegen viele Zwischenebenen und Nebenmomente.

Was erfordert eine mikrologische Makrologie?

Mikrologie

Blicke auf kleine Einheiten, z.B. Individuum, Vernunft, Emotion, Handlung, Lernprozess

- Habe ich die kleinen Details in den Blick genommen?
- Habe ich danach gefragt, in welchem Verhältnis diese kleinen Elemente zu größeren Zusammenhängen stehen?

Makrologie

Blicke auf Gesamtheiten, auf größere Zusammenhänge, z.B. Gesellschaft, Ökonomie, Denksysteme

- Habe ich meine Fragestellungen in Bezug zu angrenzenden Gebieten und zu den Gesamtverhältnissen gesetzt?
- Habe ich versucht, das Ganze zu erfassen?
- Habe ich danach gefragt, in welchen Formen das Ganze bis ins Kleinste hinein wirksam wird?

Vom Großen zum Kleinen, wieder zurück und das eine durch das andere hindurch Makro- und Mikroebene nicht als sich gegenüberstehend verstehen, sondern als einander durchdringend, als vermittelt

- Habe ich darauf geachtet, unterschiedliche Ebenen nicht nur als sich gegenüberstehende, scheinbar voneinander unabhängige Einheiten zu begreifen?
- Welche makrologischen Momente lassen sich in mikrologischen Betrachtungen auffinden und umgekehrt?
- Wie sind die Ebenen miteinander verbunden?
- Habe ich in meinen Konstellationen unterschiedliche Größenordnungen berücksichtigt?
- Habe ich die Zwischenebenen und Nebenmomente in den Blick genommen?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...
Mehrdimensionalität, Bewegung, Komplexität, Ursachenergründung, Ideologiekritik, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Dialektik, Widersprüchen, Konstellation, Erfassung von Gesamtheiten, vielfältigen Anordnungen, gewaltlosem Blick, unvertrauten Bezugspunkten, Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen, Widersprüche aushalten

Ungewisse Gewissheit

Das Streben nach Gewissheit, nach Wissen und Erkenntnis impliziert in den meisten epistemologischen Verständnissen einen Anspruch auf Eindeutigkeit, Klarheit und gesicherter Evidenz. Materialistische Theorien gehen hingegen nicht von einer universellen Wahrheit und Wirklichkeit aus, denen sich Wissenschaft lediglich Stück für Stück annähern müsste. Im materialistischen Verständnis entstehen Wirklichkeit und Wahrheit erst aus den gesellschaftlichen Verhältnissen. Begriffe, Verhältnisse und Sachverhalte sind in sich widersprüchlich. Eine materialistische Dialektik richtet sich auf die Sichtbarmachung dieser Widersprüche. Eine solche Dialektik bietet nicht die Sicherheit und Beruhigung einer synthetischen Auflösung in neue Klarheiten, sondern beharrt – negativ – auf der Unauflöslichkeit der Widersprüche. Der in unserem Denken gesellschaftlich eingeschriebene Drang nach Eindeutigkeit, Klarheit, Linearität ist als Ideologie vorherrschender Denktraditionen zu demaskieren, in der negative Auswirkungen ausgeblendet werden und scheinbare Gewissheit das Gewissen beruhigt. Mit einem gewaltlosen Blick gilt es, in negativ-dialektischer Denkweise die Unauflöslichkeit von Widersprüchen sichtbar zu machen, Gewissheit nur als vorläufig und widersprüchlich zu ergründen und die Ungewissheit auszuhalten.

Was erfordert ungewisse Gewissheit?

Widersprüche aushalten

Widersprüche nicht in lineare Kausalitäten pressen; Uneindeutigkeiten und Antinomien als wesentliche Erkenntnismittel verstehen, statt als Störfaktoren; Unauflöslichkeit zulassen

- Wo habe ich dem Drang nach Eindeutigkeiten nachgegeben und Widersprüche dadurch übersehen?
- Wo lassen sich in meinen Ergebnissen unzulässig lineare Kausalitäten ausfindig machen?
- Bin ich gegenüber meinen eigenen, scheinbar schlüssigen Argumentationen misstrauisch genug?
- Wo hat sich das Denken beruhigt und gibt so möglicherweise einen Hinweis auf falsche Gewissheiten?
- Aus welchen privaten und beruflichen Ressourcen kann ich Kraft für das schwierige Aushalten von Widersprüchen schöpfen?

Gegen sich selbst denken

Eigene Gewissheiten selbstreflexiv hinterfragen; spekulativ anders und dagegen denken; sich selbst und das eigene Denken als weniger richtig, erkenntnisreich und relevant annehmen, als es vielleicht narzisstisch erhofft wird

- Habe ich meinen Gedanken und Argumenten ausreichend misstrauß?
- Habe ich versucht, zumindest spekulativ, auch noch gänzlich anders, sogar widersprüchlich zu denken?

- War ich ausreichend selbstreflexiv?
- Bin ich mir der Vorläufigkeit meiner Gedanken bewusst geblieben?

Gewaltloser Blick

Gewissheit nicht erzwingen; langsames, genaues Hinschauen; zweifelndes, skeptisches Umkreisen des Sachverhalts

- Habe ich mir ausreichend Zeit genommen, im Ungewissen zu verharren, oder bin ich rasch auf eine scheinbar klare Lösung zugesteuert?
- Habe ich die Gewissheit »gezwungen«, sich zu zeigen, oder habe ich ausreichend Raum und Zeit für Ungewissheit gelassen?

Offene Antworten

Sich der eigenen Position vergewissern; Antworten versuchen, die dennoch offen und unabgeschlossen bleiben; vorläufige Ergebnisse hervorbringen und in Diskussion und Kritik bringen

- Habe ich reflektiert und klar formuliert, von welcher Position aus ich Antworten gebe?
- Habe ich mit Genauigkeit, Analyse, Kritik etc. Antworten gegeben und argumentiert?
- Habe ich ausreichend darauf geachtet, die Antworten offen genug und unabgeschlossen zu halten und sie nicht als absolute Gewissheiten festzuschreiben?
- Bin ich offen und bereit, meine Erkenntnisse der Kritik und kritischen Erweiterung durch andere auszusetzen?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...
Verflüssigung, Komplexität, Dialog mit der Sache, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Veränderungsorientierung, Selbstkritik, Selbstreflexion, hypothetischen Vorbehalten, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Umkehrungen, Dialektik, Widersprüchen; vom Großen zum Kleinen, wieder zurück und das eine durch das andere hindurch; Spekulation, Lösung tritt hinzu oder auch nicht

Undisziplinierte Diszipliniertheit

Undiszipliniert diszipliniertes Denken ist schon für Adorno wesentlich für dialektische Annäherung, spekulative Theoriebildung und philosophische Offenheit (vgl. Adorno 1965-66/2003: 135). Trotz gesellschaftlicher Aufladungen ist weder Diszipliniertheit noch Undiszipliniertheit von vornherein als gut oder schlecht zu beurteilen, wiewohl ich mit der Disziplinlosigkeit liebäugle. Ich entdecke in der Disziplinlosigkeit Wege, sich gegen Regeln, gegen Herrschaft aufzulehnen, sich aus Zwängen zu befreien. Disziplin findet hingegen in erster Linie Verwendung für strukturierte Vorgehensweisen. Beide Begriffe

bleiben widersprüchlich und positiv wie negativ besetzt. Und doch oder gerade deswegen erweisen sie sich aus meiner Sicht als treffsicher. Negativ-dialektisch gilt es, dem Denken keinen »Maulkorb« anzulegen (Adorno 1965-66/2003: 146). Dem Denken und der Analyse werden spielerische Elemente beigestellt. Es wird versucht, über Bestehendes hinauszublicken, sich auf unsicheres Terrain vorzuwagen. Spielerisch werden neue Denk- und Argumentationsräume erkundet, wird nach anderen Herangehensweisen gesucht, wird gedanklich experimentiert. In spielerischen Momenten werden Potenziale eröffnet, über Deformationen durch die existierenden Verhältnisse hinauszugelangen, werden Verhältnisse zumindest denkerisch verflüssigt und so Möglichkeiten des Neuen, des Anderen, des vielleicht Besseren eröffnet. Hinter undiszipliniertem Denken blitzten utopische Elemente hervor. Adorno spricht in Anlehnung an Goethe von exakter Phantasie: »Exakte Phantasie eines Dissentierenden kann mehr sehen als tausend Augen, denen die rosarote Einheitsbrille aufgestülpt ward« (Adorno 1966/2003: 56). Das Denken soll sich daher weder nur um Fakten drehen noch nur im Erfinden verbleiben (vgl. Wussow 2007: 200f.), sondern sich das Glück des spekulativen Überschusses – dieses kleinen Moments der Freiheit, sich vom Seienden zu lösen – gönnen (vgl. Adorno 1965-66/2003: 158), sich dem Genuss hinzugeben, das Denken einfach mal unkontrolliert fließen zu lassen. Ergiebige, neue Gedanken lassen sich so entspinnen. Um sich nicht in völlig realitätsfernen Räumen zu verlieren, müssen diese Ausflüge gleichzeitig oder nachträglich wieder diszipliniert werden, müssen an Theorie und Praxis zurückgebunden werden, bedürfen der Reflexion und Prüfung. Undisziplinierten Phasen haben solche der stringenten, analytischen, genauen Durchdringung zu folgen.

Was erfordert disziplinierte Undiszipliniertheit?

Spiel

Spontan, sinnlich, ziellos; sich verlieren; Denken fließen lassen; Phantasie, Gedanken so weit treiben, wie es nur möglich ist; Abschweifungen, zufällig Aufblitzendes wahrnehmen

Das spielerische Moment lässt sich nicht in Fragen gießen, diese hätten eine zu starke Disziplinierungsfunktion, die es zu vermeiden gilt. Ich formuliere als allgemeine Frage daher nur:

- Habe ich ausreichend über die vordergründige Realität hinaus mit Gedanken in möglichst viele Richtungen und möglichst weitreichend, ziellos und undiszipliniert gespielt?

Spekulation

Spekulative Entwürfe versuchen; Denkexperimente wagen; unsicheres Terrain betreten; Negation über sich selbst hinaustreiben; Fragmente eines Besseren versuchen

- Habe ich mich ausreichend auf unsicheres Terrain begeben?
- Wie könnten sowohl die Kritik als auch die Verhältnisse anders sein?
- Habe ich versucht, möglichst weit hergeholt Vergleiche anzustellen?
- Was könnte noch sichtbar, denkbar sein?
- Habe ich versucht, meine Kritik und die Negationen so weit zu denken, dass sie nur Denkentwürfe sind, die (noch) nicht überprüfbar sind?

Reflexive Rückbindung

Zu Theorien und Praxis in Bezug setzen; reflexive Überprüfung der Gedankenexperimente auf deformierte und affirmative Hintergründe; Selbstkritik und Selbstreflexion

- In welches Verhältnis lassen sich die Gedankenexperimente zu vorhandenen Theorien und zu gesellschaftlicher Praxis setzen?
- Inwiefern erweitern die Spekulationen bestehende theoretische Erklärungen, inwiefern bedürfen sie der Berichtigung auf Basis vorhandener Theorien?
- Welche widersprüchlichen, welche affirmativen, welche negativen Aspekte sind in den Spekulationen auszumachen?

Anwendung von Regeln

Dialektisches Denken, Urteil, Kritik, Reflexion, Empirie, Analyse ...

Habe ich die spielerischen, spekulativen Momente ausreichend mit vorhandenen Regeln und Instrumenten geprüft?

- Welche empirischen Ergebnisse bestätigen, ergänzen die Spekulationen oder welche widersprechen ihnen?
- Welche Aspekte sind nach kritischer Prüfung und Anwendung von Regeln zu verwerfen, welche zu behalten?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Innehalten und Zurücktreten, hypothetischen Vorbehalten, Umkehrungen, Leerstellen, gegen sich selbst denken, gewaltlosem Blick, denkfreiem Denken, leiblichen Momenten, Inkubation, Zeit, Aufblitzen von Möglichkeiten, unvertrauten Bezugspunkten, Systematik brechenden Darstellungsformen

Sinnliche Rationalität

Erkenntnis nur als rationales Vorgehen zu verstehen, blendet sinnliche, emotionale, körperliche Momente aus. Obwohl Empirie auf sinnliche Wahrnehmung angewiesen ist, werden in der traditionellen Wissenschaft und in manchen empirischen Erkenntnisinstrumenten weite Bereiche der Sinnlichkeit vermieden, werden Wahrnehmungen beispielsweise in erster Linie auf die Wahrnehmung der äußeren Welt konzentriert. Innere Wahrnehmungen, die Adorno beispielsweise als idiosynkratische Abwehrempfindungen manchen

Gedanken, Haltungen und Interessen gegenüber wahrnimmt, sind für ihn Ausgangspunkt für Erkenntnisprozesse. In der Kritischen Theorie ist körperliches und emotionales Leid der Anlass für Forschung und Praxis als Versuch der Herstellung eines besseren Zustandes. Obwohl in hohem Maß denkend und rational vorgehend, bezieht Kritische Theorie emotionale Zustände, sinnliche Erfahrungen in allen Facetten mit ein. Nicht zuletzt ist die konsequente Berücksichtigung der forschenden Person mit all ihren Empfindungen, Vorurteilen, Wünschen und Hoffnungen Teil der Erkenntnispraxis.

Was erfordert sinnliche Rationalität?

Denken

... in allen bereits beschriebenen Facetten

Denkfreies Denken

Misstrauen gegenüber eigenen Denkgewohnheiten; spielerische Verflüssigung des Denkens; Erzeugung spekulativer Überschüsse; sich verlieren

- Statt neue Fragen zu stellen, ist aus der Vielfalt von bereits formulierten zu schöpfen, z.B. aus den Fragen zu Verflüssigung, Spekulation, Leerstellen, gewaltlosem Blick, Spiel

Leibliche Momente

Beachtung eigener idiosynkratischer Abwehrreaktionen; Wahrnehmung von Abscheu gegen Ungerechtigkeit, Unfreiheit etc.; Berücksichtigung von Irritationen und emotionalen Empfindungen

- Worauf reagiere ich »allergisch«, was irritiert mich?
- Welche körperlichen und emotionalen Empfindungen werden wodurch ausgelöst?
- Achte ich ausreichend auf Irritationen?
- Fühlen sich die Prozesse, Wege, Darstellungen, Erkenntnisse »stimmig« an? Beruhigt sich also das Denken, was wiederum reflexiv geprüft werden muss?
- Wie integriere ich solche Wahrnehmungen in denkerische Prozesse?
- Habe ich mein Leid und das Leiden anderer wahrgenommen und Überlebungen zur Überwindung angestellt?

Innere Stimme

Verinnerlichtes seismographisches Instrumentarium; Selbstreflexion von eigenen Normen und Emotionen; »Training« der inneren Stimme als Selbst-Transformation; Ahnungen nachgehen

- Worauf meldet sich meine innere Stimme zu Wort?
- Habe ich meine innere Stimme selbstreflexiv und selbstkritisch »trainiert«, sodass sie kritisch reagiert?

- Welche verinnerlichten Normen, Werte und Ideologien sprechen durch meine innere Stimme?
- Welche Einwände hat meine innere Stimme gegen meine eigenen Argumentationen?
- Welche Ahnungen nehme ich wahr?
- Gehe ich einem Gespür nach?

Wachheit

Aufmerksamkeit im Denken und Empfinden; Gespür für sich und die Welt; offener Blick; Wahrnehmung von Leid, Ungerechtigkeit etc.; hohe Selbstreflexion; Geistesgegenwart

- Habe ich mein Denken und Empfinden weit genug geöffnet, um vorerst Unsichtbares und Verstecktes zu entdecken?
- Habe ich meine körperlichen Empfindungen wahrgenommen?
- Habe ich ein Gespür dafür entwickelt, mich und die Welt kritisch wahrzunehmen?
- War ich wach genug für Verschiedenheiten und mögliche differierende rationale Begründungen?
- Habe ich mich der Wahrnehmung von Leid ausgesetzt?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Innehalten und Zurücktreten, Selbstreflexion, hypothetischen Vorbehalten, Dialektik, Widersprüchen, Nichtidentischem, Leerstellen, Widersprüche aushalten, gegen sich selbst denken, gewaltlosem Blick, Spiel, Inkubation, Zeit, Illusionslosigkeit, Stärke für die Schwere, Metaphern der Leichtigkeit

Kontrollierte Unkontrollierbarkeit

Bereits in undisziplinierter Diszipliniertheit oder der sinnlichen Rationalität tritt Unkontrollierbarkeit zum Vorschein, wodurch sich Übergänge und Überschneidungen vermehren. Als besonderes und neues Moment tritt nun die geplante Berücksichtigung der Nichtplanbarkeit hinzu. Viele Ereignisse im Forschungs- und Erkenntnisprozess sind unkontrollierbar. Auch Ergebnisse undisziplinierten Denkens sind nicht vorhersehbar, und doch wird zumindest eine spielerische Offenheit eingeplant. Empfindungen und Emotionen sind hingegen nicht plan-, sondern lediglich wahrnehmbar. Was also ist das Besondere der kontrollierten Unkontrollierbarkeit? Es ist aus meiner Sicht die Verbindung der Ergebnisoffenheit im Forschungs- und Erkenntnisprozess mit der sinnlichen Rationalität. In dieser Kombination können Ereignisse eintreten, die weder geplant noch abgeschätzt werden können. »Kontrolliert« werden sie lediglich dadurch, dass die Möglichkeit unkontrollierbarer Prozesse überhaupt in Erwägung gezogen wird. Kontrolliert wird zudem die konsequente Berück-

sichtigung dieser Prozesse, indem gezielt Räume für diese unplanbaren Prozesse geschaffen werden.

Was erfordert kontrollierte Unkontrollierbarkeit zusätzlich zu bereits Gesagtem?

Inkubation

Vertrauen, dass das Denken und die Empfindung unterhalb der Wahrnehmungsschwelle weitergehen; »sickern« lassen; lässt sich weder steuern noch beschleunigen

- Habe ich dem Denken ausreichend Inkubationszeit zur Entfaltung gelassen?
- Habe ich Gedanken, Empfindungen und Erkenntnisse reifen lassen?

Zeit

Geduld, Langsamkeit, Reifung

- Habe ich mir ausreichend, geduldig Zeit gelassen, Gedanken reifen zu lassen?
- Habe ich in meinem Forschungsplan ausreichend Zeit vorgesehen, Gelesenes, Gedachtes und Geschriebenes für einige Zeit beiseitezulegen?

Lösung tritt hinzu oder auch nicht

Lösungen und Antworten lassen sich nicht erzwingen; mit allen beschriebenen Mitteln danach suchen, aber ohne Erkenntnisgarantie

- Habe ich umfassend genug nach Lösungen und Antworten gesucht?
- Lasse ich mich auf das Risiko ein, keine Lösung zu finden?
- Habe ich eine eventuell aufblitzende Lösung überhaupt wahrgenommen oder gar übersehen?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Bewegung, Verflüssigung, Geduld, Innehalten und Zurücktreten, Nichtidentischem, gewaltlosem Blick, offenen Antworten, Spiel, denkfreiem Denken, leiblichen Momenten, Wachheit, Aufblitzen von Möglichkeiten, Metaphern der Leichtigkeit

Dystopische Utopien

Die Utopien Kritischer Theorie sind zumeist und bei Adorno fast ausschließlich insofern dystopisch, als die Negation in den Vordergrund gestellt wird. Obwohl wünschbare Verhältnisse angedeutet und in normativen Grundhaltungen verankert sind, bleiben diese doch in erster Linie aus der Ablehnung des Unrichtigen, des Schlechten formulierbar. In der Beschreibung der aktuell dystopischen Verhältnisse blitzen aber Möglichkeiten einer anderen, besseren Gesellschaft auf. Die kaum explizit formulierten Utopien nähren sich aus der Negation, aus dem Urteil über das Negative, aus wahrnehmbaren Brüchen. Ir-

ritiert hält sich das Denken in Schwebe, ahnt das Bessere, aber schreibt dieses nicht fest. Die *Festschreibung* fesselt das Geschriebene, gerät in die Gefahr, dogmatisch zu werden, unterlässt die Wahrnehmung des Nichtidentischen und grenzt daher ab, statt zu öffnen.

Was erfordern dystopische Utopien?

Negation/Negatives

Einerseits operative Verneinung, Inversetzung, andererseits das als schlecht, falsch Beurteilte; bestimmte Negation statt abstrakter Negation als undifferenzierte Ablehnung; Negation als Mittel, sich der Positivierung und dem möglichen Umschlag ins Negative zu verwehren

- Was beurteile ich warum negativ?
- Welche gesellschaftlichen Zustände sind mit kritisch-transformatorischem Interesse zu negieren?
- Habe ich versucht, Gedanken invers negativ zu denken?
- Habe ich versucht, auch meine Gedanken zu negieren?

Illusionslosigkeit

Misstrauen und Skepsis den bestehenden Verhältnissen gegenüber, aber keine Hoffnung an Illusionen knüpfen

- Bin ich misstrauisch und skeptisch genug?
- Habe ich geprüft, inwieweit meine Hoffnungen lediglich an Illusionen oder aber an realen Veränderungsmöglichkeiten geknüpft sind?
- Bin ich hoffnungslos genug?

Aufblitzen von Möglichkeiten

Irritationen wahrnehmen; ein Flirren in der Wüste entdecken, das die bessere Möglichkeit erahnen lässt; an Gesellschaftsveränderung festhalten

- Wo lassen sich bessere Verhältnisse erahnen?
- Welche Irritationen lassen sich nutzen, um Risse zu größeren Brüchen auszuweiten?
- Was wäre zusätzlich denkbar, anders denkbar?

Was wäre, wenn ...

Hypothetische Denkexperimente und Prüfung auf einen Umschlag des Positiven ins Negative

- Welche Folgen hätte es, wenn ich annehme, dass »...« schon realisiert wäre?
- Wenn ich so tue, als ob eine Veränderung bereits stattgefunden hätte, welches neue Bild ergibt sich daraus?
- Habe ich reflexiv geprüft, welche negativen und affirmativen Konsequenzen sich aus dem Neuen ergeben könnten?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ... Dialog mit der Sache, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Ursachenergründung, Ideologiekritik, Veränderungsorientierung, Selbstkritik, Innehalten und Zurücktreten, Selbstreflexion, hypothetischen Vorbehalten, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Umkehrungen, Negation/Negativem, Nichtidentischem, Leerstellen; vom Großen zum Kleinen, wieder zurück und das eine durch das andere hindurch; Widersprüche aushalten, gewaltlosem Blick, Spiel, Spekulation, denkfreiem Denken, Lösung tritt hinzu oder auch nicht, Stärke für die Schwere, Metaphern der Leichtigkeit, unvertrauten Bezugspunkten, Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen, auf der Kritik bestehen

Schwere Leichtigkeit

Selbst wenn utopische Momente aufblitzen, wenn an einem prinzipiell möglichen Besseren festgehalten wird, so bleiben in der Kritischen Theorie doch Begriffe der Schwere im Vordergrund: Negation, Negatives, Illusionslosigkeit, Zweifel. Eine gewisse Hoffnungslosigkeit macht sich dadurch im Denken breit und behindert so das (notwendige) Spielerische, Schwebende, Offene und Hoffnungsvolle. Ich will nicht der Zuwendung auf Positives und Hoffnungsfrohes das Wort reden, dazu lassen die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse wenig Anlass und es birgt zu viele Stolpersteine für die Erkenntnis. Das negativ-dialektische Denken enthält aber selbst viel Schwere in sich: Es bleibt komplex, kompliziert, vielschichtig, verwoben und nur schwer durchdringbar. Versuche der Klärung führen zu neuen Unklarheiten. Die zuweilen sich einstellende Transparenz ist nur scheinbar und bleibt in vielerlei Hinsicht intransparent. Um an solchen Verhältnissen und an solchem Denken nicht zu zweifeln, möchte ich Metaphern der Leichtigkeit in die Methode integrieren.

Was erfordert schwere Leichtigkeit?

Stärke für die Schwere

Den Blick nicht von den negativen Zuständen abwenden; die Wahrnehmung des Schlechten aushalten; sich den Schwierigkeiten negativ-dialektischen Denkens stellen

- Wo bin ich ausgewichen, um Negatives nicht wahrnehmen zu müssen?
- Habe ich mir das Denken zu leicht gemacht?
- Woher hole ich mir persönliche, inhaltliche, wissenschaftliche und berufliche Stärke, die radikale Kritik beizubehalten und durchzustehen?

Metaphern der Leichtigkeit

Ironie, emotionaler Ausgleich, spielerische Momente

- Welche Metaphern der Leichtigkeit könnte ich mir immer wieder vergegenwärtigen, z.B. »Philosophie ist das Allerernsteste, aber so ernst wieder auch nicht« (Adorno 1966/2003: 26)?

- Versuche ich immer wieder, ironische Distanzierungen herzustellen?
- Wann darf ich wieder mal »zum Spielen raus«?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ... Geduld, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Innehalten und Zurücktreten, Selbstreflexion, Negation/Negativem, Widersprüche aushalten, gewaltlosem Blick, Spiel, Spekulation, leiblichen Momenten, Wachheit, Zeit

Unsystematische Systematik

Adorno verwehrte sich gegen eine Ein- und Unterordnung von Gedanken und Begriffen in Systematiken, weil dadurch zwanghafte und gewaltvolle Einpassung erfolge und all das, was nicht hineinpasste, abgeschnitten werde. Eine ausschließlich systematisch vorgehende Denkweise würde z.B. das undisziplinierte Darüberhinausdenken oder auch die unkontrollierbaren Geistesblitze, die überschließenden Gedanken und insbesondere das Nichtidentische ausblenden. Mit der Konstellation stellt Adorno der Systematik eine diametral andere Herangehensweise entgegen. Dennoch bedarf das Nachdenken bei Adorno immer wieder der Befolung von Regeln, von »Disziplinierung«, also zuweilen auch wieder einer Art Systematisierung. Trotzdem soll Platz für Lücken, soll manches nur erahnter bleiben. Es wird verweigert, alles genau festzuschreiben. Zum geöffneten, unsicheren und suchenden Forschungsprozess tritt hinzu, lediglich Splitter, Spuren und Teilespekte beleuchten zu können. Zudem sind neue Wege der Darstellung von Ergebnissen zu suchen, soweit dies andere Bedingungen zulassen. Unsystematische Systematik erfordert demnach eine offene und umsichtige Auswahl des Forschungsgegenstands, erfordert darüber hinaus den Versuch einer konstellativen Analyse und eine Darstellung abseits herkömmlicher Forschungsnormen. Der Essay als adäquate Darstellungsform oder die Formulierung von kleinen, einzelnen Aphorismen in der »Minima Moralia« sind solche von Adorno favorisierten Mitteilungswege. So reizvoll eine nicht den geltenden Regeln aktueller Wissenschaft entsprechende Darstellungsform auch sein mag, verbleibe ich – nicht zuletzt den äußeren Anforderungen geschuldet – zumindest größtenteils in eher herkömmlicher Form. Es gilt allerdings dennoch, einige Anregungen aufzugreifen, Grenzen auszuloten und diese auszuweiten und gelegentlich zu durchbrechen.

Was erfordert eine unsystematische Systematik?

Konstellation

Stellung der Gegenstände zueinander; konstellatives *Umstellen* und *Umstellen* des Gegenstands; Umkreisen von Sache und von Begriffen, um sich deren Komplexitäten und Nichtidentitäten zu nähern; Berücksichtigung in der Forschungsplanung und Durchführung

- In welchen möglichen Konstellationen stehen betrachtete Elemente zueinander und zu den Verhältnissen insgesamt?
- Habe ich in der Auswahl der in die Forschung einzubeziehenden Blickrichtungen ausreichend verschiedene Elemente kombiniert?
- Habe ich ausreichend unterschiedliche Perspektiven eingenommen?
- Habe ich die Elemente immer wieder neu angeordnet?
- Habe ich die Komplexität ausreichend erhöht?

Unvertraute Bezugspunkte

Gedankenexperimente mit wissenschaftlich unüblichen Vergleichen; Suche nach Überschreitungen; Denkversuche mit »was wäre, wenn ...«

- Statt neue Fragen zu stellen, ist aus der Vielfalt von bereits formulierten zu schöpfen, z.B. aus den Fragen zu Verflüssigung, Spekulation, Umkehrungen, gegen sich selbst zu denken, sinnlicher Rationalität, Spiel ...

Systematik brechende Darstellungsformen

Drehen und wenden; umkreisen; tastende Sprache; Metaphern zur Verbildlichung, aber auch, um bisher Übersehenes zu entdecken; Redewendungen

- Habe ich den Gegenstand aus unterschiedlichsten Perspektiven betrachtet und auch beschrieben?
- Ist meine Sprache offen genug, um Raum für Ahnungen, Irritationen, Nicht-identisches zu lassen?
- Habe ich die Bühne nach und nach mit Scheinwerfern ausgeleuchtet, wodurch zwar nur ein Stück sichtbar wird, aber das Ganze doch erahnt werden kann?
- Welche Metaphern eignen sich für den jeweiligen Themenbereich und was zeigen diese zusätzlich?
- Welche Redewendungen könnten das dialektische Denken noch verdeutlichen (Adorno verwendet z.B. immer wieder: Etwas sei wahr, weil ... und unwahr, weil ...)?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...
Mehrdimensionalität, Komplexität, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Dialektik, Widersprüchen, Erfassung von Gesamtheiten, vielfältigen Anordnungen, Leerstellen, offenen Definitionen, Widersprüche aushalten, gewaltlosem Blick, offenen Antworten, Spiel, Spekulation, reflexiver Rückbindung, Anwendung von Regeln, leiblichen Momenten, Lösung tritt hinzu oder auch nicht, Aufblitzen von Möglichkeiten; Was wäre, wenn ...; Metaphern der Leichtigkeit, Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen

Unpraktische Praxis

Zwischen Theorie und Praxis gibt es Übergänge und doch Differenzen, eine Kritische Theorie stellt sich aber den Anspruch verändernder Praxis. In diesem letzten methodischen Punkt betone ich daher die gesellschaftsverändernde Ausrichtung kritischer Ansprüche und die Unbeliebtheit schwieriger Praxis. Kritische Theorie und damit auch negative Dialektik sind auf Praxis gerichtet, sind daran interessiert, Gesellschaft zu einem Besseren zu verändern. Dies hat Auswirkungen auf methodische Überlegungen, zumindest in der Form, diese Richtung nicht aus dem Blick zu verlieren und der Anforderung zu folgen, theoretische Überlegungen darauf zu prüfen, wie Übergänge zur Praxis angedacht werden können. Praxis ist in der Kritischen Theorie immer politische Praxis. Sie ist Tun und Lassen, Bewegen und Behindern, Denken, Fühlen und Handeln. Allerdings stößt radikale Kritik in professionellen praktischen Handlungsräumen häufig insofern auf Ablehnung, als sie nicht bequeme Handlungsanweisungen geben kann, sondern Grundsätzliches in Frage stellt. Sie bleibt insofern unpraktisch, als sie eben nicht einfache Antworten gibt, sondern schwierige Fragen aufwirft. Sie bleibt deswegen aber nicht unpraktisch, sondern eigentlich nur schwierig praktisch.

Was erfordert unpraktische Praxis?

Dinge und Verhältnisse in Bewegung bringen

Gesellschaftliche Veränderung anstreben; Herrschaft identifizieren und bekämpfen; Kritik von Bestehendem, von Maßstäben, von Kategorien ...

- Inwiefern tragen meine Forschung und Ergebnisse zu Veränderungen bei?
- Wo verfestigen meine Überlegungen bestehende, negativ beurteilte Verhältnisse (Ungleichheiten, Unfreiheiten, Herrschaft etc.)?
- Habe ich auch mein Denken selbst und meine Verständnisse in Bewegung gebracht und darüber hinausgedacht?

Widersprüche aushalten

Widersprüche nicht in lineare Kausalitäten pressen; Uneindeutigkeiten und Antinomien als wesentliche Erkenntnismittel verstehen, statt als Störfaktoren; Unauflöslichkeit zulassen

- Wo habe ich dem Drang nach Eindeutigkeiten nachgegeben und Widersprüche dadurch übersehen?
- Wo lassen sich in meinen Ergebnissen unzulässige lineare Kausalitäten ausfindig machen?
- Bin ich gegenüber meinen eigenen, scheinbar schlüssigen Argumentationen misstrauisch genug?
- Wo hat sich das Denken beruhigt und gibt so möglicherweise einen Hinweis auf falsche Gewissheiten?

- Aus welchen privaten und beruflichen Ressourcen kann ich Kraft für das Aushalten von Widersprüchen schöpfen?

Auf der Kritik bestehen

Der Versuchung der Vereinfachung und pragmatischen Umsetzbarkeit widerstehen; Radikalität statt Relativierung; radikale Praxis und Veränderung gegen alle Widerstände weiter einfordern

- Wo habe ich Zugeständnisse an herrschaftsstabilisierende Interessen gemacht?
- Habe ich ausreichend argumentiert, weshalb Radikalität statt Relativierung erforderlich ist?

Im (un-)methodischen Gewebe sind diese Überlegungen direkt verflochten mit ...

Geduld, Wahrnehmung und genauem Hinsehen, Misstrauen und Skepsis, Ursachenergründung, Ideologiekritik, Veränderungsorientierung, Selbstkritik, Innehalten und Zurücktreten, Selbstreflexion, hypothetischen Vorbehalten, Affirmationsprüfung und Irrtumsvermeidung, Umkehrungen, Dialektik, Widersprüchen, gewaltlosem Blick, offenen Antworten, reflexiver Rückbindung, Lösung tritt hinzu oder auch nicht, Illusionslosigkeit, Stärke für die Schwere, Metaphern der Leichtigkeit, unvertrauten Bezugspunkten

3.7 EINMAL WÜSTE UND RETOUR

Mit vielen Grundvoraussetzungen und Navigationsstützen ausgestattet, begebe ich mich am Ende dieses Kapitels auf eine kleine Reise in die Wüste. Meiner Art zu reisen entsprechend mache ich mich offen, mit möglichen Unsicherheiten des Kommenden auf den Weg, mal sehen, welche Tageseindrücke mir welche Wege zuweisen werden. Das Motorrad ist fahrfertig, ich fühle mich stark und erfahren genug, es zu lenken. Die Ausrüstung ist gepackt, von Kartennmaterial über Ersatzteile bis hin zur Campingausrüstung.

Inwiefern ist eine Reise in die Wüste negativ-dialektisch? Eine Wüste ist auf den ersten Blick ein unwirtlicher Ort und ermöglicht doch gleichzeitig gerade deswegen neue Erfahrungen. Dialektische Momente zeigen sich in vielen Aspekten: In der Anziehungskraft der ablehnenden Umgebung. In der Oase, die erst als Oase empfunden wird, weil rundherum Wüste ist. In Schönheit und Grausamkeit zugleich. Im Wasser, das fehlt, das nur schwer auffindbar ist, das das Überleben erst sichert und zugleich ist bei Gewittern Ertrinken eine häufige Todesursache in Wüsten. Der Wüstenalltag ist durch das Negative geprägt: Die weitgehende Abwesenheit von Pflanzen, Schatten und Wasser. Das Überleben hängt nicht zuletzt davon ab, sich dieser Absenz bewusst zu sein und entsprechend vorbereitet zu sein. Wüste kann nur als Konstellation

aus einzelnen Bildern zusammengesetzt werden: Hier ein Stein, da eine Düne, dort ein Felsen. Was davon macht Wüste in ihrer Ganzheit aus? Wüste lässt viel leeren Raum und eröffnet neue Perspektiven, weil sie trotz erstarrender Hitze das Denken flirrend in Bewegung bringt, die Phantasie anregt, obwohl zugleich ohne Disziplinierung des Denkens und Handelns kein Überleben möglich ist. Wüsten sind vielfältig und doch nicht vollständig fassbar: Sie bestehen aus Steinen, Myriaden von Steinen, die sich zuweilen zu bizarren Felsformationen auftürmen. In unseren Köpfen ist allerdings die falsche Vorstellung verankert, Wüsten bestünden in erster Linie aus Sand. Die Imagination der Sandwüste in uns überlagert die Wirklichkeit der vorwiegend existenten Steinwüsten. An einer Sandwüste zeigt sich dafür umso deutlicher der Unterschied des Blicks auf das Kleine und das Große: Das einzelne Sandkorn ist womöglich Teil einer Düne, ist Teil einer ganzen Dünenlandschaft. Das eine ist nicht ohne das andere, jede Größenperspektive hat eine eigene Faszination. Die Reisegeschwindigkeit und die Perspektive verändern zusätzlich das uns zugängliche Bild: Eine Wüste zu überfliegen hinterlässt einen völlig anderen Eindruck, als sie zu durchwandern. Stellenweise jage ich mit dem Motorrad durch Landstücke, dann wieder ist Innehalten und Betrachten angesagt, je nach Bedürfnis, je nach Ziel oder Nicht-Ziel, je nach den Anforderungen des Tages, beispielsweise eine Wasserstelle zu erreichen. Meine bescheidene Offroad-Erfahrung versperrt zuweilen einen interessant scheinenden Weg. Ich bin allein eben doch nicht für alles gerüstet, sondern bräuchte anderes Können und Begleitung durch andere Personen und Fahrzeuge. Hitze und Licht verschmelzen zu Täuschungen, eine kritische und informierte Wahrnehmung des Flirrens demaskiert sie allerdings als solche.

Wüste wirft mich auf mich selbst zurück: Ich fühle mich klein angesichts der erhabenen Weite und kann mir nicht entkommen. Der Durst quält, der Schweiß durchdringt jede Faser, die Hitze friert die Bewegungsfreiheit ein. Ich brauche Schatten und beinahe unbewegliche Langsamkeit, um die Wüste zu ertragen. Sie ist grausam und schön zugleich. Ist sie vielleicht so besonders schön, gerade weil sie grausam ist? Die körperliche Empfindung, zu zerfließen, setzt sich im Denken fort: Wie der Sand in den Dünen, getrieben durch den Wind, gerät das Denken ins Fließen, stockt dann wieder und vergisst sich zuweilen selbst. Die Erfahrung stellt das Gewohnte in Frage und die veränderte Wahrnehmung setzt sich noch lange danach fort: Wasser aus einer Leitung im Übermaß bereitgestellt wird als widerliche Verschwendug empfunden. Zumindest einige Zeit. Welche Veränderungen des Denkens sich aber langfristig verfestigen, ist nicht absehbar. Wüste ist jedoch nicht nur ein Naturerlebnis, Wüste ist ein sozialer und politischer Ort. In und um Wüsten finden politische Auseinandersetzungen statt. Zum Beispiel verhindern in weiten Teilen der Sahara politische Konflikte derzeit touristische Wüstenfahrten. An diesen Orten hat politische Praxis im Moment Vorrang vor kontemplativem Wüstentouris-

mus. Aber selbst unabhängig von aktuellen Konflikten und Kämpfen bedürfen Wüstenreisen politischer und sozialer Sensibilität statt wilder Sozialromantik. Als touristischen Eindringlingen bleibt uns vieles verborgen, »genießen« wir den herrschaftlichen Sonderstatus von »westlichen« Reisenden, dürfen uns mehr erlauben als andere. Wir übersehen dabei Problemlagen vor Ort oder erkennen nur die Ahnung davon.

Wüste ist vollkommene Leere und vollkommene Fülle zugleich. Diese Erfahrung ist nicht vollständig in Begriffe zu fassen, sie ist mehr, als Worte sagen können. Wüste zu bereisen heißt, sich gründlich vorzubereiten und sich doch auf das Ungewisse einzulassen. Wüste lässt Raum für Überschüssiges und reduziert doch auf Notwendigstes, sie ist nur leiblich, sinnlich, emotional unter rationaler Kontrolle zu erleben und zu bewältigen. Der Blick changiert vom Sandkorn zum Dünenfeld. Der Mensch befindet sich mittendrin und bleibt doch äußerlich. Die Schwere durchschwitzter Kleidung verbindet sich mit dem leichten, genussvollen Lufthauch, der zu trocknen versucht und in der Mittagshitze doch so glühend überwältigt, dass man sich nur noch entziehen möchte. Aber dennoch bleibe ich: ermattet und aufgereggt, unbeweglich bewegt, durstig und gesättigt, abwartend und ungeduldig, Empfindungen zulassend, ohne die Kontrolle vollständig abzugeben, im Austausch mit Menschen und doch fern von ihnen, in politischen Zweifeln und mit wachem Interesse.

Mit den Anforderungen an negativ-dialektisches Denken und den methodischen Stützen ausgerüstet ist nun Widerstand gegen (Weiter-)Bildung theoretisch zu erkunden. Angeeignete und explizierte methodische Wege sind zu beschreiten und dabei ist gleichzeitig »großartig inkonsequent« (Adorno 1965/66/2003: 134) zu bleiben. Steinert sagt über Adornos Theorie: »Sie macht uns keine Vorschriften. Sie warnt uns. Sie will uns nicht, wie manche meinen, die Laune verderben, sie weist uns auf das hin, was hinter unserem Rücken geschieht, während wir uns auf trips begeben, die noch dazu viel zu oft schlechte trips sind« (Steinert 2007a: 141). Ich suche also nach einem anderen Trip, mit Ansätzen einer Methode negativer Dialektik im Gepäck. Die Navigationsstützen lassen sich nicht einfach anwenden, sondern sie sperren sich gegen einfache Handhabung und bedürfen der kritischen Reflexion, damit Dialektik nicht ins Undialektische zurückfällt, Reflexion nicht in das Unreflektierte, Kritik nicht in Affirmation. »Vor Mißbrauch wird gewarnt« (Adorno 1951/1980: 278). Dennoch ist erwünscht, lieber über »Relevantes, mit der Gefahr des Irrtums, nachzudenken« als »über die Richtigkeit von Irrelevantem zu wachen« (Adorno 1966/2003: 172).